

May Bunde

Auffstieg und Niedergang der Völker

Aufstieg und Niedergang der Völker

Gedanken über Weltgeschichte
auf rassistischer Grundlage

Von

Ray Wundt



J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

I
169675

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen,
behalten sich Urheber und Verleger vor.



Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

1940/41 1759

Inhalt.

Vorrede. Die Rasse als Gegenstand der Geschichts- philosophie	7
1. Die großen Zeiten der Geschichte	10
2. Die nordische Rasse	17
3. Der Beginn der Geschichte	24
4. Der Aufstieg der Völker	30
5. Die Blütezeiten	36
6. Die Gefährdung	41
7. Der Verfall.	46
8. Gestaltwandel der Geschichte	52
9. Die Aufgabe	63
10. Der Sinn der Geschichte	70

Vorrede.

Die Masse als Gegenstand der Geschichtsphilosophie.

Die Frage nach der Wirkung der Masse in der Geschichte scheint sich nur an die Geschichtswissenschaft zu richten und, soweit sie beantwortbar ist, in dieser vollständig beantwortet zu werden, ohne daß die Philosophie einzugreifen brauchte. Handelt es sich dabei doch einfach um eine Frage nach den Ursachen des Geschehens, und keine Wissenschaft wird zugeben, daß die Ursachen der von ihr behandelten Erscheinungen nicht vollständig ihrem Urteil unterstünden. Alle Einzelwissenschaften treiben Ursachenforschung, und was in deren Bereich gehört, werden sie immer ohne Abzug für sich selber beanspruchen und die Mitwirkung der Philosophie in solchem Gebiete ablehnen. Es bedarf deshalb vielleicht der besonderen Begründung, wenn sich doch auch einer von deren Vertretern zu dieser heute so dringenden Frage zum Worte meldet, und er sollte sich von vornherein gegen den Vorwurf verwahren, daß er sich hier in Dingen mische, die ihn nichts angingen.

Hier wäre nun zunächst darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Masse zweifellos um einen der Grundbegriffe geschichtlicher Forschung handelt, Grundbegriff nämlich in dem Sinn, daß er bis an die letzte Grenze dieser Wissenschaft führt. Legt sie ihn ihren Erklärungen zugrunde, so gehört er zu ihren ersten Voraussetzungen, über die sie selber nicht weiter zurückfragen kann, und er selber wird in ihrem Bereiche nicht weiter abgeleitet. An den Grundlagen der verschiedenen Wissenschaften hat aber die Philosophie zu allen Zeiten mitgearbeitet. Man braucht nur daran zu erinnern, wie stark sie sich daran beteiligt hat, die letzten Voraussetzungen der naturwissenschaftlichen Forschung zu klären. Ist doch z. B. der Gedanke einer rein zahlenmäßigen

Erklärung der Welt früher von der Philosophie aufgestellt als von der Physik durchgeführt. Jede besondere Wissenschaft treibt ihre Forschung unter solchen letzten Voraussetzungen, und diese schreiben ihrem Verfahren seine Bedingungen vor. Sie können daher selber nicht nach diesem Verfahren erklärt werden, sondern verlangen eine Betrachtungsweise, die darüber hinausgeht. Eine solche liefert die Philosophie, und solche Voraussetzungen sind ihr besonderes Feld. Dies ist auch das Verhältnis von Rasse und Geschichte. Jene ist eine der Voraussetzungen der Geschichte, deshalb aber selber kein geschichtlicher Begriff im eigentlichen Sinne. Ihr Wesen kann daher mit den üblichen geschichtlichen Verfahrensweisen auch nicht hinreichend gedeutet werden. Und es entsteht so eine Frage, die von selber über das Gebiet der besonderen Wissenschaft hinaus- und in das der Philosophie hineinwächst.

Das Recht der Philosophie, in solchen Grundfragen mitzusprechen, wird nun hier noch durch die Eigenart des Rassebegriffs verstärkt. Er gehört nämlich zu denen, in die sich die beiden großen Hälften der Wissenschaft, Natur- und Geisteswissenschaften, teilen. Die Rasse ist an sich selbst zweifellos ein Gegenstand der Naturwissenschaft, reicht in ihren Wirkungen aber entscheidend in das von der Geisteswissenschaft bearbeitete Gebiet hinein. Sie fällt also in jenes Zwischengebiet, in dem sich die Verfahrensweisen beider berühren und zum Teil durchdringen. Solche Fragen sind aber immer weit länger auch von der Philosophie behandelt als andere, weil diese ja selber eine ähnliche Zwischenstellung inne hat. Es sei nur an die Psychologie erinnert, in der sich ebenfalls Natur- und Geisteswissenschaften durchkreuzen, und die sich deshalb bis heute nicht völlig von der Philosophie losgelöst hat. Da die Wissenschaften überhaupt aus der Philosophie, die ursprünglich Gesamtwissenschaft war, hervorgewachsen sind und sich nur allmählich verselbständigt haben, so hält diese solche Gegenstände auch fortan mit in ihrer Obhut, die nicht einfach dem einen oder dem anderen Gebiete zugeteilt werden können.

Dazu kommt schließlich noch ein dritter Grund, der die Philosophie zur Mitarbeit an der Rassefrage in der Geschichte auffordert, ein Grund, der ihrem eigenen Wesen entnommen ist. Die bisher übliche Auffassung der Geschichte nahm bekanntlich auf die Rasse wenig Rücksicht, und daß die Geschichte unter diesem neuen Gesichtspunkt erheblich anders aussehen wird, als bisher, kann nicht bezweifelt werden. Da es sich dabei aber um eine Grundvoraussetzung handelt, so wird die Änderung nicht nur Außerlichkeiten, sondern das Wesen selber betreffen, und die Frage nach dem Sinn der Geschichte muß von neuem aufgerollt werden. Dies ist aber eine rein philosophische Frage, die dem eigensten Gebiete der Philosophie angehört. Kann sie doch mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft nicht behandelt werden, sondern gehört in den Zusammenhang von Sinn und Wesen des Daseins überhaupt.

Diese drei Gründe mögen es rechtfertigen, wenn sich auch der Philosoph zur Mitarbeit an der Frage nach der Rasse in der Geschichte meldet. Der Verfasser ist sich dabei bewußt, daß der geschichtliche Verlauf in jedem einzelnen Falle sehr viel verwickelter gewesen ist, als er im folgenden angedeutet wird. Um das Einzelne zu erklären, würden jedesmal noch manche weiteren Bedingungen heranzuziehen sein. Hier ist das Augenmerk nur auf Wesen und Verlauf der Geschichte im Ganzen gerichtet.

1. Die großen Zeiten der Geschichte.

Wenn wir in die Geschichte zurückblicken, so denken wir vor allem an die großen führenden Völker, an ihren wunderbaren Aufstieg und an die Gipfelzeiten ihres Lebens, die allerdings oft rasch verfielen, aber trotzdem eine gewaltige, lang andauernde Wirkung ausübten. Man möchte geradezu sagen, daß alle Geschichte nur Vorbereitung und Auswirkung solcher hohen Zeiten ist, denn alles, was sie an Gehalt besitzt, wurde in diesen geschaffen. Es scheint sich hier in kurzer Zeit und auf engem Raum eine ungeheure Kraft zusammenzudrängen, die in großen Schöpfungen von sich Kunde gibt, Schöpfungen des Staates, der Kunst, der Weisheit, die dann auf Jahrhunderte und Jahrtausende das Antlitz der Menschheit prägen.

Denken wir etwa an Athen und Rom. (Die Beispiele sollen meistens aus dem Altertum genommen werden, weil damals die Verhältnisse noch einfacher lagen und man den Gesamtverlauf übersehen kann.) Es sei nicht alles angeführt, was Athen in den knapp drei Menschenaltern von den Perserkriegen bis zum Ende des peloponnesischen Krieges an Werken des Geistes geschaffen, eine Stadt, die zur Zeit ihrer höchsten Blüte unter Perikles eben so viele Einwohner hatte, wie heute Nachen, Kassel oder Augsburg (nach einer anderen Schätzung vielleicht nur wie Bielefeld, Münster, Lübeck). Nur an das Drama sei erinnert, das für die ganze Weltliteratur maßgebend blieb. In dieser kurzen Spanne Zeit traten Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes auf. Um ihnen vier gleichwertige Namen entgegenzustellen, muß man beinahe die ganze übrige Weltliteratur zusammennehmen. Geschaffen haben diese vier Männer nach der Überlieferung etwa 340 Dramen, erhalten sind davon 44, und von diesen 44 ist jedes so-

zusagen weltberühmt. Und neben ihnen gab es noch eine ganze Reihe anderer, damals auch hochangesehener Dichter. Das ist also eine Steigerung der Leistung in dieser einen Hinsicht, die über alles sonst Erreichte hinausgeht und von der mittelbar oder unmittelbar die gesamte künftige dramatische Dichtung zehrt.

Oder man denke an Rom. Als es sich etwa 300 v. Chr. noch mit seinen Nachbarn in Italien herumschlug, war es ein mittleres Gemeinwesen in einer für überseeische Herrschaft keineswegs besonders begünstigten Lage. Und 300 Jahre später hatte es die ganze damalige Kulturwelt erobert und prägte ihr innere und äußere Formen auf, die zum mindesten in Westeuropa noch heute so kraftvoll nachwirken, daß fast seine gesamten staatlichen und geistigen Bildungen von diesem kleinen Gemeinwesen entscheidend bestimmt sind.

Besonders bezeichnend ist noch, daß eine solche Blüte meist auf allen Gebieten gleichzeitig einsetzt und manchmal in einer geradezu erstaunlichen Geschwindigkeit ein Volk an die Spitze der Entwicklung führt. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel bietet dafür Spanien im 16. Jahrhundert, das damals auf jedem Gebiete führend wurde: in Staat, Wirtschaft, Kunst, Philosophie, Dichtung. Die bedeutendsten Künstler, Dichter und Philosophen, die Spanien hervorgebracht hat, sind beinahe alle Zeitgenossen: Cervantes 1547—1616, Suarez 1548—1617, Lope de Vega 1562—1635, Velasquez 1599—1660, Calderon 1600—81, Murillo 1618—82. Und neben und hinter ihnen steht eine große Menge ebenfalls nicht unbedeutender schöpferischer Geister. Eine ähnlich gedrängte Fülle bedeutender Menschen auf engem Raum und in kurzer Zeit sind auch sonst bekannt. Es sei nochmals an Athen erinnert, ferner an die italienischen Stadtrepubliken in der Renaissance, an das England der Elisabeth, an das Frankreich Ludwigs XIV. oder an Deutschland im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert.

Aber gerade das Beispiel Spaniens zeigt zugleich deutlich, wie jäh unter Umständen solche Zeiten auch zu Ende

gehen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts verliert das Land seine führende Stellung auf allen Gebieten. Auch die Blüte Athens dauerte keine hundert Jahre.

Häufig stellt man sich den Verlauf der Geschichte nach Art einer Landschaft vor, mit Hügel und Tal, weiten Ebenen und hochaufragenden Gebirgen: die Erdoberfläche als Bild des Geschehens auf ihr. Macht man sich aber klar, daß die Geschichte in Wahrheit durch solche Zusammenballung höchster Kräfte bestimmt ist, dann scheint sie mehr etwas Vulkanisches zu haben und durch ungeheure Entladungen zu entstehen. Was entscheidend geschieht, geschieht durch solche Ausbrüche höchst verdichteter menschlicher Kraft, und die Wirkungen erscheinen wie das Nachbeben, das großen vulkanischen Ausbrüchen folgt.

Was wir Geschichte nennen, knüpft sich wesentlich an solche Zeiten. In ihnen wird geschaffen, was die folgenden dann oft nicht halten können, so daß, was weiterhin als Geschehen erfolgt, nur die Unfähigkeit der Nachfahren offenbart, mit den überkommenen Schöpfungen ihrer großen Vorfahren etwas Neues anzufangen. Das dauert so lange, bis wieder eine neue Bewegung nach oben erfolgt und, vielleicht an ganz anderem Orte, eine neue Blütezeit anbricht. Die Geschichte erklären, heißt darum, diese großen Zeiten erklären. Sie sind die eigentlich geschichtlichen Zeiten, in denen Geschichte gemacht wurde. Die andern haben höchstens Geschichte erlebt; aber sie konnten sie nur erleben, weil die großen Zeiten sie hervorgebracht hatten. Eine allseitige Forschung wird gewiß auch sie berücksichtigen, aber entscheidend sind immer diese.

Die Hauptfrage nach den Ursachen der Geschichte betrifft darum jene großen, entscheidenden Zeitalter. Sind sie, ihr Entstehen und ihr Vergehen, erklärt, so ist grundsätzlich alles erklärt. Das Geslecht der Einzelursachen bleibt dann natürlich immer noch aufzulösen, aber die Ursache der Geschichte überhaupt wäre gefunden. Die auf diese Hauptfrage von seiten der Geschichtsforscher gegebenen

Antworten sind im allgemeinen allzu einfach, wenn sie sie nicht überhaupt mehr oder weniger ablehnen. Niemals würden sie sich bei Geschehnissen innerhalb der Geschichte mit so einfachen Erklärungen zufrieden geben. Man spürt, daß hier die Grenzen dieser Wissenschaft erreicht werden. Es sind hauptsächlich zwei Antworten, entsprechend den beiden Hauptrichtungen, die die heutige Wissenschaft beeinflusst haben, dem (aufklärerischen) Positivismus und der Romantik.

Nach der einen Erklärung sind zufällig (durch Mutation?) einzelne überragende Geister aufgetreten, die, auf welchem Gebiete immer, große Werke schufen, und sie wurden dann von den andern nachgeahmt. Es ist besonders die französische Soziologie, die dem (individualistischen) Gedanken der Nachahmung in allem Gemeinschaftsgeschehen eine große Bedeutung zuschreibt. Soll doch danach sogar der Lautwandel der Sprache durch das Versprechen Einzelner entstehen, das dann andere nachmachen. Es fehlt hier ganz eine Vorstellung von dem, was man in Deutschland Volksgeist nennt. Für die Erklärung jener hohen Zeiten ist die Lehre aber ganz ungeeignet. Denn einmal werden die führenden Geister, die die höchste Vollendung bringen, von einer großen Bewegung emporgetragen, die sie nicht schaffen, sondern die ihnen schon vorausgeht. Raffael ist nicht ohne die Entwicklung der florentiner Malerei zu denken; Mozart ist der Sohn eines leidenschaftlich der Musik ergebenen Zeitalters. Und dann treten die großen Männer meistens auf allen Gebieten gleichzeitig auf. Wenn eines ausfällt, wie etwa in Deutschland um 1800 die bildende Kunst, so fragen wir nach der Ursache, sehen es also als regelwidrig an. Es müssen daher offenbar gemeinsame Ursachen vorhanden sein, und eine solche Einzelentstehung genügt nicht zur Erklärung.

Die andere Antwort geht auf den seit Herder und der Romantik in Deutschland lebendigen Gedanken zurück, daß die Völker wie Lebewesen sind und daher eine Ent-

wicklung durchmachen, die sie zum Blühen, Reifen und Welken bringt. Den Grund, warum bald dies bald jenes Volk zu solcher Blüte kommt, sieht man dann meist in den äußeren Umständen, die da oder dort die Bedingungen zu einer solchen Entwicklung schaffen. Aber einmal ist das Bild vom Lebewesen für Völker nur bedingt richtig; eine der wichtigsten Eigenschaften derselben, die Fortpflanzung, fehlt. Und dann würde auch der Pflanzkundige sich niemals mit so allgemeinen Ausdrücken begnügen, sondern er forscht nach den Gründen, aus denen Pflanzen blühen und welken. Schließlich kann man auch fragen, warum dann nicht alle Völker solche Blüte erleben, wenn diese einfach nach den allgemeinen Gesetzen der Lebewesen erfolgte.

Nun haben wir uns heute daran gewöhnt, in der Rasse den wahren Grund für die Leistungen der Völker zu sehen. Und es liegt ohne Zweifel eine große Wahrheit in dem Gedanken, daß es jedenfalls in der uns angehenden geschichtlichen Welt eine bestimmte und dieselbe Rasse gewesen ist, die sich überall ausgewirkt hat. Abgesehen von ihrer bildlichen Darstellung beweist das meines Erachtens besonders die Tatsache, daß die Schöpfungen der geschichtlichen Völker bei aller umweltbedingten Verschiedenheit doch immer auch eine große Verwandtschaft zeigen, so daß die späteren leicht die der früheren übernehmen konnten. So besteht im Staatlichen überall Ähnlichkeit, obwohl man sich doch gewiß auch noch gänzlich andere Formen des Gemeinschaftslebens denken könnte. Die auf Grund ihrer Verhältnisse ausgebildete Staatslehre der Griechen ist ohne weiteres noch auf alle heutigen Gestalten und Zustände des Staatslebens anwendbar. Der römische Staat wurde von den Germanen übernommen. Aus dem römischen Recht, das wieder eng mit den Wirtschaftsformen zusammenhing, eigneten sich die Germanen ebenfalls Vieles an, allerdings in einer schon entarteten Spätform, von der manches wieder als schädlich ausgeschieden werden mußte. Aber nun weisen die Forscher nach, daß

das ursprüngliche römische Recht dem germanischen Empfinden näher lag. Ebenso zeigt sich die Verwandtschaft an den geistigen Schöpfungen. Stehen uns doch die großen Werke antiker Kunst manchmal näher als solche unseres eigenen Volkes aus uns fremd gewordenen Zeiten. Die Odyssee verstehen wir besser als den Teuerdank, ein Trauerspiel des Sophokles besser als eines von Gryphius. Daß Wissenschaft und Weisheit der Gegenwart noch auf den von den Griechen gelegten Grundlagen weiterbauen, ist allbekannt. Wie wäre eine solche Einhalt geschichtlichen Erbgutes möglich, wenn dem nicht eine Einheit rassischen Erbgutes zugrunde läge?

Eine besondere Frage knüpft sich an das Christentum. In seinem Dienst haben die Germanen alles Große in Kunst, Dichtung und Weisheit geschaffen, das ihnen ihre Rasse geschenkt hat. Wäre es für sie nur ein artfremder Glaube gewesen, so könnten wir mit der rassischen Geschichtserklärung einpacken, da diese vor einer so umfassenden und wesentlichen Tatsache versagte. Die Hülle, in der das Christentum zu den Germanen kam, war vielleicht fremd, denn sie haben sie immer zu durchbrechen gesucht, um zu dem Kerne vorzudringen. Aber diesen müssen sie als sich verwandt empfunden haben, wie hätten sie sonst so leidenschaftlich um ihn ringen können? Der Ursprung des Christentums ist ein Geheimnis. So hindert nichts, es uns aus nordischem Blute entsprungen zu denken, zumal es sich in einem so schroffen Gegensatz zu seiner jüdischen Umwelt befand. Wäre es doch wissenschaftlich kaum erträglich, wenn die Rassenlehre, die so Entscheidendes zur Erklärung der Geschichte zu leisten vermag, an dieser einen und so wichtigen Stelle lahmen sollte. Dann würden wir wohl überhaupt auf sie verzichten müssen. Das sollten sich alle die gesagt sein lassen, die heute nur allzu schnell das Christentum für artfremd erklären.

Wenn man also dem Gedanken der Nachahmung überhaupt ein Recht zugestehen will, so setzt er jedenfalls eine

rassische Verbundenheit voraus. Und ebenso gewinnt der Gedanke des Blühens und Welkens der Völker nur einen greifbaren Sinn, wenn man ihn auf die Rasse bezieht; und auch unter diesem Gesichtswinkel bedarf er einer genaueren Deutung.

2. Die nordische Rasse.

Welches waren die Eigenschaften der nordischen Rasse, die sie befähigten, Träger der Geschichte zu werden? Wir müssen hier die Gefahr eines Kreischlusses vermeiden und dürfen daher nicht aus ihren späteren Leistungen auf ihre Eigenschaften zurückschließen, um dann wieder jene aus diesen abzuleiten. Wir werden vielmehr von den Bedingungen auszugehen haben, unter denen sie entstand, und feststellen, welche Eigenschaften sich dabei entwickeln mußten.

Nun sagen uns die Rassenforscher, daß die nordische Rasse in den Gefahren der Eiszeit hochgezüchtet sei. Nehmen wir dies zum Ausgang und fragen, welche Eigenschaften ihr damals angezüchtet wurden und wie sich diese in der Geschichte auswirkten. Vermutlich war dies die gefährlichste Lage, unter der überhaupt Menschen zu leben gezwungen waren, und nur die konnten sie überstehen und sich fortpflanzen, die sich ihr gewachsen zeigten. Dazu gehörten Eigenschaften des Leibes, der Seele und des Geistes.

Offenbar konnten unter solchen Verhältnissen nur Menschen bestehen mit großer Kraft des Leibes und zäher Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen. Die nordische Rasse muß in dieser Hinsicht allen andern überlegen gewesen sein, nur so konnte sie, wo sie auftrat, alle andern unterwerfen und ihnen das Gesetz ihres Lebens vorschreiben. Ihre ungeheure Lebenskraft wirkte so mächtig, daß sie alle andern Rassen zurückdrängte, die größte Menschenzahl hervorbrachte und sich überall hin verbreitete. So hat sie das ganze Antlitz der Erde umgestaltet.

Das setzt aber auch Kräfte der Seele voraus. Aus dieser zu besonderer Mächtigkeit gesteigerten Lebensgrundlage

mußte eine gewaltige Willenskraft hervorbrechen. Mut, Tatkraft, Entschlossenheit sind allein der Gefahr gewachsen. Diese Willenskraft wurde frei, als sich allmählich mit dem zurückgehenden Eise die Gefahren verminderten, und brach nun in jene Wucht der Leidenschaft aus, mit der die Rasse auf dem Schauplatz der Geschichte auftrat. Immer sind diese Menschen zuerst Krieger, und die Wut des Kampfes ist ihre Lebenslust. Ohne sich mit Gefahren zu messen, können sie nicht bestehen; da ihre Umwelt gefahrloser wird, suchen sie neue und selbstgeschaffene auf. Die Freude an der Gefahr ist eine Grundbedingung alles geschichtlichen Lebens; es entspringt aus dem Wagemut, mit dem neue, bisher unbetretene Bahnen eingeschlagen werden. Die geschichtslosen Rassen halten sich in der Stille und in dem Umkreis ihres gewohnten Daseins, in dem sie Jahrtausende ausbauern können. Die geschichtstragende Rasse schaut immer nach neuen Abenteuern aus. Man kann daraus auch ihre geistigen Leistungen mit herleiten. Auch sie setzen Mut und Entschlossenheit voraus, um aus dem Kreise gewohnter Anschauung hinauszutreten, sich von dem Sinnenschein loszureißen und in denkender oder bildender Umgestaltung der Welt das Abenteuer des Geistes zu bestehen. Aus dieser starken seelischen Grundlage wächst die überlegene Tatkraft hervor, ohne die weitgesteckte Ziele nicht zu erreichen sind. Besteht doch der durch die Geschichte heraufgeführte Zustand (die „Kultur“) vor allem auch darin, daß auf Umwegen erreicht wird, was im ursprünglichen Zustande (dem der „Natur“) unmittelbar zugänglich ist. Auch der unbedingte Wille zur Freiheit hängt damit zusammen. Als Unterworfenen und in Zuständen, die sie nicht aus eigenem innerem Antrieb bezahen, können und wollen diese Menschen nicht leben.

Mit der Tatkraft verbindet sich eine weitere seelische Eigenschaft. Der vorstürmende Mut allein würde die Gefahren nicht meistern können. Selbstverständlich müssen auch noch Verstandesgaben hinzukommen, über die nachher zu reden sein wird. Aber auch das seelische Gefüge muß

noch auf eine weitere Richtung hin angelegt sein. Der bloße Mut führt leicht zum Übermut, und dieser oft ins Verderben. Er muß vielmehr innerlich gehalten sein durch ein schon seelisches Bewußtsein der Abhängigkeit, ein Gefühl, aus dem die Anerkennung der dem Menschen gesetzten Schranken entspringt. Daß die Gefahr besonders geeignet ist, immer von neuem ein solches Gefühl zu wecken, versteht sich von selbst. Aber es ist auch eine Bedingung, unter der die Gefahr besser bestanden wird. So muß sich der Tatkraft die Ehrfurcht verbinden, dem Mut die Demut.

Auch diese Eigenschaft geht in die Grundlagen des geschichtlichen Lebens ein. Es vollzieht sich in der seelischen Spannung zwischen Tatkraft und Ehrfurcht, zwischen dem Gefühl der menschlichen Freiheit und dem Glauben an eine weltüberlegene göttliche Macht, zwischen Wollen und Sollen. Beide Eigenschaften scheinen einander zu widersprechen; aber aus einer völlig ausgeglichenen seelischen Haltung ist eine so stürmische Bewegung, wie sie die Geschichte der Menschheit darstellt, wahrlich auch nicht hervorgegangen. Gewiß bezeichnet die Spannung zwischen diesen Eigenschaften die Lage des Menschen überhaupt, dessen Dasein sich in der zweifachen, einander entgegengesetzten Bewegung auf sich selbst und auf die Umwelt vollzieht, und der so immer in der zweifachen Welt, die man Wirkwelt und Merkwelt genannt hat, darin steht. Jene läßt ihn die Freiheit seines Wollens erleben, diese die Schranken desselben. Aber bei den Rassen, die in einem urzeitlichen Stande verharren, ist die Spannung gering, weil sich ihr Wollen und Wirken überhaupt nicht zu großer Mächtigkeit erhebt, und sie daher auch keine starke Gegenwirkung der Umwelt empfinden. Dadurch verläuft ihr Dasein ebenmäßiger, und sie haben keine Veranlassung, aus seinen gewohnten Kreisen hinauszutreten. Wollen und Sollen sind mehr noch eins; was sie sollen, das wollen sie auch. Von ihnen unterscheiden sich die geschichtstragenden Völker vor allem auch durch diese Spannung. Sie gibt ihrem Dasein Anreiz und Tiefe; sie treibt sie immer wieder

aus dem Frieden des Gewohnten hinaus und läßt sie in keinem Zustande ein volles Genügen finden. Die Latkraft findet sich durch die Ehrfurcht in zu enge Schranken eingeschlossen, und die Ehrfurcht wird durch die Latkraft verletz. Dieser Mißklang tönt durch die ganze Geschichte. Wie dabei allmählich die Ehrfurcht durch die Latkraft aufgezehrt wird, werden wir später sehen. Wenn dies völlig geschehen ist, ist es auch mit dem wahren geschichtlichen Leben vorbei, und die Menschheit versinkt wieder in ein geschichtsloses Dasein, das jetzt nur kein urtümliches, sondern ein überkünsteltes ist (die sog. „Zivilisation“).

Endlich die Eigenschaften des Geistes. Sie sind sicher von besonderer Wichtigkeit, denn durch sie hat die nordische Rasse in der Geschichte Dinge erreicht, die weit über alle Möglichkeiten sonstigen Menschentums hinausliegen. Es ist nicht schwer, auch sie aus der gesteigerten Gefährdung herzuleiten, unter der sie entstanden ist. Ist es doch ohne weiteres klar, daß sich unter beständiger Gefahr nur behaupten wird, wer die nötige Voraussicht besitzt. Nur dann wird er ihr rechtzeitig begegnen können, weil er schon frühe die Lage durchschaut, aus der eine Gefahr erwachsen kann. Solche Voraussicht setzt aber wieder ein gutes Gedächtnis voraus, denn nur wer sich an Vieles erinnert, kann manches voraussehen. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit wird die Zukunft beurteilt. Noch bei Homer wird der Kluge als der bezeichnet, der vorwärts und rückwärts sieht. Und zweifellos entspringt aus Voraussicht und Erinnerung alles Denken. Je nachdem, welche Seite überwiegt, entstehen zwei Menschenschläge, die Vor- und die Nachdenkenden, von denen jene mehr dem Handeln, diese mehr dem Erkennen dienen.

Diese Fähigkeit, vorwärts und rückwärts zu sehen, hat aber eine wichtige Folge. Erinnerung an Vergangenes und Voraussicht des Künftigen löst von der Gegenwart los, an die der ursprüngliche Mensch weit mehr gebunden bleibt. Gewiß gehen die Anfänge dieser Entwicklung schon bis ins Tierreich zurück. Aber erst die mächtige Steigerung

derselben in der nordischen Rasse läßt daraus das eigentlich Geistige hervormachsen. Indem nämlich in erhöhter Klarheit die Gegenwart auf Vergangenheit und Zukunft bezogen wird, wird das unmittelbare Erlebnis vom Bewußtsein abgehoben, und es entsteht aus Erinnerung und Voraussicht die Fähigkeit zu sachlicher Auffassung der Welt, der größte und für ihre Leistungen entscheidende Vorzug der nordischen Rasse. Es weicht damit die überwältigende Last des Augenblicks, und der Mensch stellt sich mit Freiheit über sein Dasein. Indem in die Gegenwart Vergangenheit und Zukunft mit einfließt, erhält sie eine allgemeine Bedeutung, und wir erblicken in dem, was jetzt gilt, etwas, das immer gilt. Damit ist der Geist erwacht. Denn er ist es, der sich über die Anschauung des Besonderen erhebt und im Denken das Allgemeine ergreift.

Diese Fähigkeit der nordischen Rasse, an dem Augenblick das Ewige zu erfassen, ist eine Grundbedingung des geschichtlichen Daseins, und es läßt sich daraus sowohl seine eigentümliche Gestalt wie der ihm Bedeutung gebende Gehalt ableiten.

Wir unterscheiden die Völker in geschichtliche und geschichtslose; jene sind die Träger der großen Entwicklung der Menschheit, diese verharren in ihrem urtümlichen Zustand. Man nennt sie gewöhnlich „Kulturvölker“ und „Naturvölker“, und was jene vor diesen auszeichnet, ist vor allem die Fähigkeit zur Geschichte. Da, wo die Geschichte beginnt, ist der Boden urzeitlichen Menschentums verlassen. Sie ist aber nicht bloßes Geschehen. Geschehen ist sicher auch den vorgeschichtlichen Menschen Vieles, vielleicht Größeres und Schwereres als später, und auch bei den noch heute lebenden Naturvölkern hat sich sicherlich manches ereignet, von dem sie nicht weniger betroffen wurden. Wie viele Völker und Stämme mögen der Vernichtung erlegen sein. Aber keine Geschichte erzählt davon. Und wenn der heutige Forscher nachträglich manches aufdeckt, so ist es doch für die Erlebenden selbst nicht zur Geschichte geworden. In Nichts zeigt sich so deutlich, daß diese

Völker mehr nur in dem Augenblick leben und nicht über die Gegenwart hinaussehen. Die Vergangenheit ist vergessen und die Zukunft kümmert sie nicht. Darum wird ihr Geschehen nicht zur Geschichte.

Denn Geschichte entspringt eben gerade aus jener in der Gefahr gewonnenen Beziehung der Gegenwart auf Vergangenheit und Zukunft. Das Geschehen wird in der Erinnerung bewahrt, und es bildet sich in einem gedächtnis-starken Volke ein Gesamtgedächtnis, in dem die Vergangenheit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird. Mit Denkmälern und Aufzeichnungen kommt man den mündlichen Erzählungen zu Hilfe. Aber auch die bloße Erinnerung erzeugt noch keine Geschichte. Das den Erinnerungen treueste Volk, die Chinesen, führten darum doch lange Zeit ein im Grunde geschichtsloses Dasein. Es muß die Beziehung auf die Zukunft hinzukommen; die aus der Vergangenheit gewonnene Einsicht muß als antreibende und gestaltende Kraft in die Zukunft wirken, und sie muß damit zur Voraussicht werden. So ist ein Leben wahrhaft geschichtlich, wenn sich in der Gegenwart Vergangenheit und Zukunft durchdringen und es damit unter der Verantwortlichkeit gelebt wird, die ihm beide auferlegen. Geschichte ist daher nur einem Volke erreichbar, das nach dem Worte Homers vorwärts und rückwärts sieht. Damit wird ihm sein eigenes Dasein gegenständlich; es erhebt sich darüber und kann es mit sachlicher Klarheit betrachten.

Aus dieser im Vor- und Rückblick gewonnenen Sachlichkeit entspringen nun auch die großen Gehalte, die das geschichtliche Leben erfüllen und ihm seine Bedeutung geben. Es sind drei Hochziele, auf die das Dasein der geschichtlichen Völker eingestellt ist, und die ihren Wert bestimmen: Gerechtigkeit, Schönheit und Weisheit. Die Fähigkeit zur Gerechtigkeit gab ihnen die staatenbildende Kraft und befähigte sie, ein rechtliches Lebensgefüge zu schaffen, das nicht nur ihrem eigenen Dasein Dauer lieh, sondern auch unterworfenen und ihrem Staate einge-

gliederte Völkerschaften befriedete. Und darüber hinaus erbauten sie in Kunst und Wissenschaft die Welten der Schönheit und Weisheit, die, auch wenn sie selbst zugrunde gingen, von andern Völkern übernommen werden konnten und damit ein beständiger Besitz der Menschheit wurden.

Diese höchsten Werte hat die nordische Rasse hervorgebracht. Was sie dazu befähigte, war die Gabe der von der Leidenschaft des Augenblicks befreiten Sachlichkeit, die ihr erlaubte, das Einzelne im Hinblick auf das Ganze und Wesenhafte zu sehen. Gerechtigkeit, Schönheit und Weisheit, letzthin sind sie alle drei nichts anderes als reine Sachlichkeit, diese im echten und höchsten Sinne genommen, reine Sachlichkeit im Handeln, im Schauen oder im Denken. Im Hinblick auf das Ganze und Wesenhafte zu handeln und das Handeln zu beurteilen, ist Gerechtigkeit, im Einzelnen das Ganze und Wesenhafte zu schauen, Schönheit, und alles Einzelne im Gefüge des Ganzen und Wesenhaften zu denken, Weisheit.

Solche herrlichen Güter, Güter, um derentwillen manchem das Leben überhaupt allein lebenswert scheint, verdankt die nordische Rasse der furchtbar strengen Auslese, durch die sie in Zeiten größter Gefahren entstand. Es gilt von ihr das Wort, das Nietzsche über die Griechen gesagt hat: Wie viel mußte ein Volk leiden, um so schön zu werden! Indem sie dies Leiden ins Bewußtsein hob, kannte sie es durch die Kraft des Geistes. Und mit Recht bezeichnet insofern Richard Wagner als die edelste Eigenschaft des Menschen und besonders seiner edelsten Rasse die Fähigkeit zu bewußtem Leiden.

3. Der Beginn der Geschichte.

Die großen Eigenschaften der nordischen Rasse boten aber nur erst die Möglichkeit zur Geschichte und waren diese noch nicht selber. Es bedurfte offenbar noch eines Anstoßes, damit das Mögliche wirklich wurde. Bei dieser Frage handelt es sich um nichts Geringeres, als um den Beginn der Geschichte, d. h. um den Übergang von dem urzeitlichen, unmittelbar aus der Natur entsprungenen Zustande in dem von dem Willen des Menschen gestalteten geschichtlichen, um den Übergang also von der naturgebundenen Notwendigkeit zu der willensbestimmten Freiheit. Wie konnte sich der Mensch aus den Fesseln befreien, die ihm ursprünglich, wie allen seinen Mitgeschöpfen, die Bedingungen seines Daseins als Zwang auferlegten, und wie konnte er zu dem Entschluß kommen, sein Leben aus eigenem Antrieb zu gestalten?

In diesen nur erfahrungsmäßigen Betrachtungen soll dabei die Frage nach dem wesenhaften Ursprung der Freiheit, und ob sie als eine allgemeine Bedingung des menschlichen Daseins überhaupt angesehen werden muß, beiseite bleiben. Auch wer dies bejaht, muß doch zugeben, daß innerhalb der tatsächlichen Entwicklung die Freiheit erst an einer bestimmten Zeitstelle sich offenbarte und vorher höchstens als verborgene Anlage im Menschen geschlummert hat. Und für dies Erwachen der Freiheit müssen die Gründe angegeben werden.

Man wird nicht bezweifeln können, daß dies die wichtigste Stelle in der Entwicklung der Menschheit überhaupt ist, der Augenblick, in dem der Mensch eigentlich erst zum Menschen wurde. Er verließ hier den Stand der Unmündigkeit, in dem seine Mitgeschöpfe befangen blieben, erklärte sich mündig und war entschlossen, fortan selbsttätig sein

Schicksal mit zu gestalten. Daß ein solcher Übergang nur in dem hoch gesteigerten Drang einer äußersten Lage erfolgen konnte, versteht sich von selbst. Wie die nordische Rasse nur unter schweren Bedingungen zu ihren hochgesteigerten Eigenschaften gekommen war, so mußte eine neue, schwere Erschütterung sie zum Einsatz derselben bringen. Diese ging aus einem neuen Wandel ihres Daseins hervor.

In den Gefahren der Eiszeit war die nordische Rasse zu den bedeutenden Eigenschaften herangezüchtet, die sie vor allen andern auszeichnen. Nun ging aber das Eis zurück, der Pflanzenwuchs wurde reicher und das Leben infolgedessen gefahrloser und angenehmer. Sagt uns doch die Vorgeschichte, daß gerade in Mitteleuropa, wo diese Rasse wahrscheinlich entstand, auf die Eiszeit ein besonders warmes Zeitalter folgte. Damit wurden die bisher im Kampfe gegen die Gefahr festgelegten Kräfte frei und konnten sich andern Aufgaben zuwenden. Bisher waren die Menschen an die Bedingungen der Umwelt gefesselt und mußten leisten, was diese von ihnen verlangte, da sie sonst ihr Dasein gar nicht zu fristen vermochten. Jetzt gab die Umwelt sie frei, und sie konnten sich die Ziele ihres Lebens selber bestimmen. Dieser Augenblick, als höchst gesteigerte Kräfte leiblicher, seelischer und geistiger Art aus der zwangvollen Haft unmittelbarer Lebensnot entlassen wurden, muß die Geburtsstunde der Freiheit gewesen sein. Eine Stunde, die freilich Jahrhunderte und Jahrtausende gedauert haben mag.

Diese Freiheit aber schließt zweierlei ein; sie ist Freiheit des Grundes und des Ziels. Wenn die Umwelt die hochgezüchteten Kräfte des Menschen nicht mehr völlig an die Erhaltung des äußeren Daseins band, mußten sie sich aus eigenem Antrieb ein eigenes Ziel suchen. Freiheit als Selbstbestimmung des Menschen, sie konnte nur aus einem Überschuß an freigewordenen Kräften entspringen. Damit konnte sich der Mensch nun neue, auch auf die Bezwingung der Welt gerichtete Ziele setzen, die aber frei gewählte,

eigen gesetzte waren. Er konnte sich aber auch Ziele wählen, die überhaupt nicht mehr dem Kampf mit der Umwelt galten, sondern nur die innere Freude an der Tätigkeit selbst befriedigten. Neben die Arbeit trat das Spiel. Der Trieb dazu reicht ja schon in die Tierwelt zurück, und schon beim Tiere besteht das Spiel häufig darin, daß die sonst zweckgebundenen Verrichtungen aus Freude an dem Tun als solchem und an der freien Betätigung der Kräfte ohne äußeren Zweck wiederholt und nachgeahmt werden. Zu solchem Spiele brachte nun aber die nordische Rasse die hohen, ihr angezüchteten Kräfte mit, und unter ihnen als die höchste die Fähigkeit, über den Drang der Gegenwart hinauszublicken und damit das Einzelne des Augenblicks im Lichte des Wesenhaften und Ganzen zu sehen. Ihr Spieltrieb erhob sich darum zu den höchsten Gütern, die, wie wir sahen, aus der reinen Sachlichkeit entspringen, zu dem Guten, Schönen und Wahren.

Dazu kommen weitere Umstände. Überall, wo die Indogermanen, in denen wir doch die Hauptvertreter der nordischen Rasse sehen müssen, in das Licht der Geschichte einrückten, suchten sie Land; als Bauern treten sie auf dem Schauplatz der Geschichte auf. Sie haben ihr Leben also vor allem gefristet, indem sie das Land bebauten. Da dies Land aber dem zurückgehenden Eise abgerungen werden mußte, so war das sicher keine bequeme Arbeit, und es bedurfte des ganzen Einsatzes ihrer starken Kräfte, um sie zu leisten. So entstand innerhalb der nordischen Rasse jene besondere und für den Beginn der Geschichte so wichtige Lebensgestalt des edelrassigen Bauern. Sonst unterscheiden sich die Menschen gewöhnlich als Pflanzler und Jäger, von denen jene die Trägen sind, die sich von dem ernähren, was ihnen mit leichter Arbeit in den Mund wächst und die, weil sie unfähig sind, ihre Kräfte anzuspannen, oft von stärkeren Völkern unterjocht werden, während die Jäger und Viehzüchter ein schweifendes, härteres Leben führen und sich so eher zu einer Herrschaft entwickeln können. Unter solchen Verhältnissen ist

die Arbeit am Boden verachtet; zu ihr werden die Berufslasten angehalten, denn sie bringt keine Ehre.

Das freie Bauerntum dagegen konnte sich allein entwickeln, wo die Nahrung dem Boden in schwerem Ringen abzugewinnen war, das den Einsatz der besten Kräfte forderte. Dann galt die Arbeit am Boden als ehrenvoll, und das Ansehen des freien Mannes beruhte auf dieser Leistung. Sie war daher besonders geeignet, die seelischen Eigenschaften zu bewahren und zu steigern, die wir der nordischen Rasse überhaupt als Folge ihrer Züchtung zuschreiben mußten, Tatkraft und Ehrfurcht. Gerade die eigentümliche Spannung, die durch den Widerspruch beider Eigenschaften entsteht, von denen die eine den Menschen zu unbedingtem Handeln aufruft, die andere ihn in seine Grenzen verweist, ist kennzeichnend für die seelische Haltung des Bauerntums. Zumal die schweren Verhältnisse, wie wir sie für dieses Urbauernum voraussetzen müssen, versprachen nur dem Zugriff eines entschiedenen Willens Erfolg und erinnerten doch immer zugleich auch an die Abhängigkeit von höheren Mächten.

Aus diesen bäuerlichen Verhältnissen nahm nun auch die große Bewegung ihren Ursprung, die äußerlich den eigentlichen Beginn der Geschichte bezeichnet, nämlich aus dem Verhältnis der Menschen zu dem Boden, auf dem sie leben und der ihnen ihre Nahrung bieten soll. Unter den strengen Lebensbedingungen der nordischen Rasse war diese Nahrung sicher nicht reichlich. Sie mochte aber genügen, so lange zugleich die furchtbaren Gefahren der Umwelt so viele Opfer forderten, daß die Menschen sich nur langsam vermehrten. Das mußte aber ganz anders werden, als die Gefahren mit dem zurückgehenden Eise und den veränderten Witterungsverhältnissen allmählich nachließen, und die Menschen sicherer auf ihrer Scholle saßen. Zu der starken Lebenskraft dieser Rasse, die sie allein hatte überleben lassen, gehört auch eine große Kraft der Vermehrung, die sich ja noch in ihrer ungeheuren Verbreitung über die ganze Erde zeigt. Früher mochte

diese Vermehrung gerade ausreichen, um die durch den Kampf ums Dasein entstandenen Lücken auszufüllen. Als die Zeiten gefahrloser wurden, mußte sie die Menschenzahl mächtig ansteigen lassen, wodurch ein Mißverhältnis zu der Nahrung eintrat, die der Boden hervorbrachte.

So entstand schon am Beginn der Geschichte die Frage, die dann noch so oft entscheidend in ihren Verlauf eingriff; sie entstand aus der Tatsache, daß die Menschen sich rascher vermehren, als die Unterhaltsmittel. Gewiß förderte dies auch stets von neuem die Kräfte des Willens und Verstandes, deren man bedurfte, um sich den immer schwierigeren Verhältnissen anzupassen. Aber die Möglichkeiten hierzu waren in den urtümlichen Zuständen gewiß ziemlich gering, und es stellte sich bald als unmöglich heraus, auf dem bisher besiedelten Boden die wachsende Menschenzahl zu ernähren. So blieb nur der Drang nach außen und in die Weite. Die in den Gefahren der Eiszeit herangezüchtete und jetzt durch die Minderung der Gefahr freigegebene Lebenskraft der Rasse brach nach außen hervor und suchte sich neuen Boden. Da man nach Norden auf das zurückgehende Eis gestoßen wäre, war die gegebene Richtung nach Süden. Dorthin lockten leichtere Lebensbedingungen. Und die dort Wohnenden waren nicht unter so harten Bedingungen aufgewachsen, hatten darum weniger Kräfte und konnten sich gegen die Stärkeren nicht erfolgreich wehren.

Mit diesem Aufbruch der nordischen Rasse beginnt die Geschichte. Indem ihre mächtig angesammelte und jetzt frei gewordene Lebenskraft sich in südlichere Länder ergoß, entstand jene gewaltige, bis zur Gegenwart nicht zur Ruhe gekommene Bewegung der Menschen auf unserm Gestirne, die wir Geschichte nennen. Die äußere Not zwang sie zur Wanderung aus der gewohnten Umwelt ins Unbekannte, und die inzwischen erworbene innere Freiheit gab ihnen Mut und Kraft zu neuen Wegen.

So ist es eine einmalige Lage gewesen, in der der Mensch sich aus den Banden urtümlichen Lebens losriß und be-

gann, sich aus Freiheit sein Schicksal zu gestalten. Daraus erklärt es sich, daß die Geschichte in den verschiedenen Erdgegenden im großen und ganzen ungefähr gleichzeitig einsetzt. Und da auch ihr weiterer Verlauf, von den Lebensgesetzmäßigkeiten her gesehen, ziemlich den gleichen Bedingungen unterlag, so entstanden damit jene merkwürdigen Gleichzeitigkeiten, die uns so geheimnisvoll anmuten. Während derselben Jahrhunderte kam der Geist in China, in Indien und in Griechenland zu seiner höchsten Blüte. Gewiß zeigen sich nach den Zeitmaßen der Geschichte auch Unterschiede. Die vorderasiatischen Reiche entstanden lange vor den griechischen Gemeinwesen, diese erblühten vor dem römischen, und die Germanen traten später als alle andern Söhne der Nordrasse in die Geschichte ein.

Nun macht die Annahme ja keine Schwierigkeiten, daß es immer von neuem zu Wanderungen kam, weil immer von neuem Übervölkerung eintrat. Auch die Länge des Weges bis zu dem Lande, in dem die wandernde Jungmannschaft sich dauernd ansiedeln konnte, und die besonderen Bedingungen, die sie dort vorfand, vermögen manchen Zeitunterschied zu erklären. Aber solche Unterschiede erscheinen ja überhaupt verschwindend, gemessen an der Zeit, die nötig war, um die nordische Rasse zu der ihr eigenen Beständigkeit ihrer Erbanlagen heranzuzüchten. Hat sich doch der menschliche Schlag in den wenigen Jahrtausenden der Geschichte nicht geändert; sie können also, verglichen mit den langen Jahrtausenden, in denen die Rasse wurde, fast als gleichzeitig gelten. Beziehen wir die Menschengeschichte nun gar auf die Erdgeschichte, so sind hier tausend Jahre wie ein Tag.

4. Der Aufstieg der Völker.

Zweifellos ist die Rasse die entscheidende Bedingung der Geschichte, aber ebenso gewiß ist sie nicht die einzige. Man wird sie in allen geschichtstragenden Völkern als die bewegende Kraft voraussetzen dürfen; aber damit diese wirklich zu ihren hohen Leistungen aufstiegen, mußte offenbar noch anderes hinzukommen. Denn sonst wäre doch zu fragen, warum sie solche Leistungen nicht beständig hervorgebracht hat, sondern sich diese meist in wenige Jahrhunderte zusammendrängen, während die Rasse schon Jahrtausende bestanden haben muß, da anders ihre Erbanlagen nicht zu solcher Festigkeit herangezüchtet werden konnten. Es bedarf offenbar noch eines erregenden Antriebs, um die in der Rasse angelegten Möglichkeiten zur Wirklichkeit zu bringen.

Nun weiß man, daß alle geschichtlichen Völker als Wanderer in die Geschichte eintraten. Die Gründe dieser Wanderungen sind im vorigen Abschnitt erörtert, jetzt müssen ihre Folgen erwogen werden.

Früher, als man das menschliche Geschehen vor allem aus der Umwelt ableitete, hätte man vor allem an die Anregungen erinnert, die von dem Wandern, dem Erblicken neuer Länder und Menschen, ausgehen. Und sie mochten besonders stark sein, wenn die wandernden Stämme auf alten geschichtlichen Boden vorbrachen, wie es bei den Germanen und zum Teil auch bei den Griechen der Fall war. Aber entscheidend kann das nicht gewesen sein. Denn das Neue macht am Anfang den größten Eindruck, und er stumpft sich bekanntlich rasch ab, wenn es zum Gewohnten wird. Der Aufstieg der Völker zu geschichtlicher Größe aber erfolgte gerade nicht unmittelbar,

nachdem sie ihre neuen Wohnsitze erreicht hatten, sondern erst Jahrhunderte später.

Diese Zeitspanne zwischen dem Einbruch in die neuen Länder und dem geschichtlichen Aufstieg spricht deutlich dafür, daß infolge der Wanderung eine Wandlung der Menschen selber eintrat, durch die die in ihnen schlummern- den Fähigkeiten geweckt und zum Einsatz gebracht wurden. Das bedeutet also eine Wandlung in ihren Erbanlagen, die gewiß längere Zeit brauchte, um zu einer festen Gestalt zu kommen.

Um Länder mit leichteren Lebensbedingungen aufzusuchen, setzten sich die Menschen der Nordrasse in Bewegung. Aber die Wanderung selber hat gewiß meistens zunächst die Gefahren ihres Daseins erhöht. Ohne Kämpfe und Entbehrungen konnte es nicht abgehen, und so wurde die Auslese der Brauchbaren und Tüchtigen verschärft. Boraussicht und also auch Gedächtnis taten besonders not.

Dies war aber nur eine Fortsetzung und vielleicht Verstärkung der bisher auf die Rasse wirksamen Bedingungen; eine Wandlung, wie sie doch in dem Übergang zum geschichtlichen Leben gesehen werden muß, ist damit nicht zu erklären. Nun hat Chamberlain in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts auf die Bedeutung einer bestimmten, rassisch und zeitlich streng eingeschränkten Blutmischung für die höchste Veredelung von Pflanzen- und Tierarten hingewiesen, und man wird ihm Recht geben müssen, daß diese auf zahlreichen Beobachtungen der Züchter beruhende Erfahrung auch für die Aufzucht der Menschenarten ihre Geltung besitzt. Es handelt sich dabei um eine einmalige, nicht wiederholte Kreuzung mit einem verwandten, ebenfalls hoch gezüchteten Schläge. Edles muß zu Edlem kommen, und es darf keine dauernde Vermischung entstehen, die immer zum Verfall führt.

Dieser Gedanke ist wohl geeignet, den Aufstieg der geschichtlichen Völker begreiflich zu machen. Sind doch zweifellos durch die Wanderungen Ströme nordischen Blutes in die verschiedensten Weltgegenden geflossen, und

vieles davon ist ohne erhebliche Wirkung versickert, gewiß weil es sich mit fremdem und minderwertigem Blute mischte. An einigen Stellen aber hat es Wurzel geschlagen und ungeahnte Blüten getrieben. Aus der Nordraße allein kann das nicht erklärt werden, denn sonst hätte diese schon immer und auch an andern Orten gleiche Leistungen vollbringen müssen, und ebensowenig aus der äußeren Lage des besiedelten Landes, denn diese war manchmal gar nicht besonders günstig und hat jedenfalls andern Menschen, die zu andern Zeiten dort wohnten, nicht zu solchen Leistungen verholfen. Dagegen erklärt sich alles aufs beste unter der Annahme, daß nach der Einwanderung eine einmalige Verbindung mit einem ortsansässigen, stammverwandten Menschenschlage erfolgte. Wo diese Verbindung gegeben war, kam es zu einer höchsten Veredelung.

Die Tatsachen, die uns aus den Anfängen dieser Völker bekannt sind, bestätigen eine solche Annahme durchaus. Gewiß ist es nicht möglich, im Einzelnen die Vorgänge nachzuweisen, aus denen sie hervorgewachsen sind, aber dies scheint doch überall deutlich, daß bei der Einwanderung Verwandtes, aber nicht Gleiches zusammengekommen ist.

So trafen in Griechenland nach Schuchhardts Meinung die Einwanderer aus dem Norden auf eine gleichfalls hochbegabte Bevölkerung, die sich vom Westen her verbreitet hatte. Und sie selber kamen in mehreren Wellen, die sich übereinander schoben, wodurch verwandtes Blut sich mischte. Außerdem nimmt man jetzt den eigenen Glauben der Griechen, daß sie zum Teil von den großen, um das östliche Mittelmeerbecken angesiedelten Völkern abstammen, ernster als früher. An Rassen, wie wir sie als orientalische oder vorderasiatische bezeichnen, dürfen wir dabei aber nicht denken. Sondern sicher sind jene großen Reiche und die von ihnen getragenen geistigen Welten von Menschen nordischer Rasse geschaffen. Daß diese auf ihren kühnen Seefahrten sich auch an den Küsten des ägäischen Meeres niederließen, scheint selbstverständ-

lich, und dadurch erklärt es sich am leichtesten, daß gerade in einigen Küsten- und Hafenstädten, wie Athen, Milet, Ephesos, die Griechen zu ihrer höchsten Blüte gelangten, während andere, mehr binnenländische Landstriche dahinter weit zurückblieben. Während Attika Wunder des Geistes verrichtete, galt das benachbarte Bötien als das Land der Beschränkten.

Ebenso läßt sich wohl erklären, warum unter den zahlreichen, zum Teil durch ihre Lage mehr begünstigten Landschaften Italiens sich das eine Latium zu seiner weltbeherrschenden Höhe erhob. Zwei verschiedene und doch nah verwandte Stämme haben Italien besiedelt, die Italiker und die Latiner. Die letzteren haben sich in der Hauptsache nur in der nach ihnen benannten Landschaft gehalten, jene besetzten den größten Teil des übrigen Italiens. In Rom haben sich dann einmal beide vermischt, die Latiner haben Italiker aufgenommen. In der Sprache und in den Sitten ist diese Verbindung deutlich; in der Sage von dem Raube der Sabinerinnen klingt sie nach. So ist nur an dieser einen Stelle die Kraft der beiden Stämme zusammengefloßen und hat damit das daraus erwachsene Volk so viel mächtiger als alle seine Nachbarn werden lassen.

Was endlich die Germanen betrifft, so sind auch bei ihnen mancherlei Kreuzungen der verschiedenen Stämme erfolgt, wodurch aus den altgermanischen Kleinstämmen die neuen Großstämme hervorgewachsen, wenn uns diese Verhältnisse auch nicht genauer durchschaubar sind. Daß daraus die verschieden gerichteten Begabungen der deutschen Stämme entsprungen sind, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn der Nachweis im Einzelnen auch nicht mehr möglich ist. Aber vielleicht kann man noch weiter zurückgehen und schon in der Rasse der Germanen überhaupt eine ähnliche Verbindung erkennen. Beziehen wir nämlich das Bild des alten Germanen, wie wir es in seinen leiblichen und seelischen Eigenschaften aus der Überlieferung kennen, auf die heute unterschiedenen Rassen, so stellt es sich als eine

Mischung nordischer und fälischer Züge dar. Aus der Spannung dieser so verwandten und doch in manchem so verschiedenen Rassenanlagen läßt sich ein gut Teil der germanischen und besonders auch der deutschen Geistesart begreifen. Der „Leistungsmensch“ und der „Beharrungsmensch“, wie Clausß sie genannt hat, sind die Enden, um die sich die Achse des germanisch-deutschen Menschen dreht.

Auch die in die Länder des römischen Reiches vordringenden Germanen kamen dort manchmal zu glücklichen Mischungen. In manchen Orten gab es vielleicht noch eine römische Oberschicht, die sich eine bessere Rasse bewahrt hatte, und mit der sie sich verbinden konnten. In Gallien stießen die Franken auf die gleichfalls nordrassischen Kelten, in Spanien und Italien lagerten sich in manchen Strichen mehrere germanische Stämme übereinander. Wenn wir auch gelegentlich von ihrem Untergang hören, so betrifft das doch zunächst nur die waffenfähige Mannschaft, und ganze Völker verschwinden nicht spurlos. Mindestens durch die Frauen erhält sich der Blutstrom. Wenn von den in Italien vernichteten Goten sich in Toskana besonders viele gehalten hatten, mit denen sich dann die später einrückenden Langobarden verbanden, so wird es verständlich, daß gerade diese Landschaft eine so unerhörte geistige Kraft entfaltete.

Nicht aus glücklicher Selbstverständlichkeit sind die großen Laten in Geist und Geschichte entsprungen. Sie setzen starke innere Spannungen voraus, zugleich aber die Kraft, diese Spannungen zu überwinden und in einem fruchtbaren Ganzen zu vereinigen. Die Geschichte ist keine Stätte des Glücks, und die sie tragenden Völker waren meist von Schwermut überschattet. In das heitere Griechentum kann heute niemand mehr glauben; Homer redet von den elenden Sterblichen, und Sophokles, ein Liebling des Glücks, spricht den furchtbaren Satz aus, daß nicht geboren zu werden, das beste, das zweitbeste aber, so bald als möglich wieder zu sterben. Solche Schwermut hat nicht bloß äußere Ursachen, sondern bricht aus den Tiefen

des Lebensgrundes hervor. Sie deutet auf die innere Spannung unterschiedener Erbmassen, die aber doch verwandt genug sind, um zu einem fruchtbaren Einklang zu kommen. Gerade die schöpferischen Geister zeigen sie am deutlichsten, manchmal scheint ihre Seele geradezu ein Schlachtfeld widerstreitender Anlagen. Aber als stärkste Anlage der edelsten Rasse haben sie zugleich die Kraft des Schaffens erhalten; sie zerreiben sich darum in dem inneren Widerspruch nicht, sondern gewinnen gerade aus ihm, handelnd oder gestaltend, ihr höchstes Werk.

5. Die Blütezeiten.

Wenn wir uns so die Entstehung der Geschichte schaffenden Völker erklären können, so bedarf es offenbar noch weiterer Gründe für jene hohen Zeiten ihres Lebens, durch die sie vor allem in der Erinnerung fortleben. Jahrhunderte können solche Völker ihre Sitze inne haben, ihre Blütezeiten dauern oft nur einige Jahrzehnte. Diese sind aber deshalb um so wunderbarer, als sich gewöhnlich in ihnen die höchsten Begabungen auf allen oder fast allen Gebieten gleichzeitig zusammendrängen. Es müssen also die tüchtigen Anlagen noch wieder eine besondere Steigerung erfahren haben, damit sie in solcher Vollendung in die Erscheinung treten. Uebermals muß, was bis dahin bloße Möglichkeit war, durch einen neuen Antrieb in die Wirklichkeit übergeführt werden.

Eine solche Steigerung kann offenbar nur dadurch erfolgen, daß die tüchtigen Erbmassen in bestimmten Richtungen angereichert werden, d. h. die besonders und eigentümlich Begabten müssen sich verbinden, um durch die Vereinigung ihrer Anlagen diese in ihren Nachkommen zu erhöhen. Dazu müssen sie zusammengeführt werden, und das setzt eine neue Bewegung des Volkes voraus, die diesmal nur keine Auswanderung, sondern eine Binnenwanderung ist. Nun sind alle solche Blütezeiten mit der Entwicklung eines städtischen Lebens verbunden. Stets ging diesem auch ein höfisches Leben voraus. Der Übergang ist manchmal fließend, am Fuße der Burg entsteht die Stadt. Da die höfische Vereinigung aber meistens kürzer dauerte und zum Teil als bloße Vorform der städtischen gelten kann, soll hier von ihr abgesehen werden.

Wir haben es also mit dem wichtigen Übergang vom Land- zum Stadtleben zu tun, zweifellos die größte Ver-

änderung, die ein Volk innerhalb seines Siedlungsgebietes erlebt. Als Bauern hatten sich die Einwanderer zuerst in dem neuen Lande festgesetzt; aber jedesmal ergreift sie, wohl meist aus denselben Ursachen, ein neuer Bewegungsdrang und führt viele von ihnen in der Stadt zusammen. Der Hauptgrund wird abermals darin liegen, daß die Menschen sich rascher vermehren als die Mittel ihres Unterhalts. Sie finden daher auf dem Lande nicht mehr alle genügend Nahrung, ein gewisser Teil muß weichen und drängt nach der Stadt, um hier durch Handwerk und Handel sein Leben zu fristen. Wenn der Boden für das anwachsende Volk zu eng wird, muß es zu künstlicheren Weisen, seinen Unterhalt zu erwerben, übergehen, und dieser künstlichere Erwerb, der Erwerb auf Umwegen, ist die Grundlage des städtischen Lebens.

Durch die Städte entsteht ein neuer Menschenschlag. Zunächst sind es schon ganz bestimmte Menschen, die dorthin wandern oder jedenfalls sich allein dort auf die Dauer halten können. Steht doch das Leben auf dem Lande und in der Stadt unter ganz verschiedenen, beinahe entgegengesetzten Bedingungen. Auf dem Lande ist der Mensch an den Ertrag seines Bodens gebunden, er wird nur selten ganz ausbleiben, kann aber auch mit aller Tatkraft und Umsicht nicht allzu sehr gesteigert werden. In der Stadt dagegen ist die Höhe des Erwerbs fast allein von der Leistung abhängig; der Untüchtige kann sich nicht behaupten, der Tüchtige dagegen seinen Erwerb in ungeahnter Weise steigern. Dort ruht alles auf dem Besitz, hier alles auf der Leistung. Die Stadt wird also vor allem die Menschen anziehen, die sich zur Leistung befähigt fühlen, und nur solche werden sich in ihr durchsetzen, die zur Leistung wirklich befähigt sind. Von den früher abgeleiteten Eigenschaften der nordischen Rasse werden sie vor allem Tatkraft und Boraussicht besitzen müssen. Daß diese Gaben von Wille und Verstand sich gemeinsam entwickeln, ist dabei die selbstverständliche Voraussetzung. Wenn man, wie es heute oft geschieht, beide in Gegensatz zueinander stellt

und meint, daß die Kraft des Geistes mit der Schwäche des Willens bezahlt werden müsse — das Umgekehrte behauptet man lieber nicht —, so ist die Entwicklung der Völker überhaupt unbegreiflich. Und in der That fordert ja gerade geistige Leistung eine Willenskraft, von der die Kraftproben meistens keine Ahnung haben.

So vereinigt die Stadt also einen Menschenschlag, dessen Sinn auf Tun und Leisten steht, und nicht, wie der des Bauern, auf Halten und Bewahren. Das Bauertum lebt in der Hut der beständigen Gesetze, nach denen das Reifen der Frucht geschieht, das Städtertum ergibt sich der Freiheit und vertraut nur der Kraft des eigenen Willens. Dort ist das Dasein daher auf Ruhe und Wiederholung des Gleichen gerichtet, hier ist alles Unruhe und Drang nach Neuem. Die Stadt wird so zu dem Ort, an dem das Leben des Volkes oft geradezu gewaltsam vorwärts gerissen wird, während das Land die beharrenden und bewahrenden Kräfte hütet. Die Bewegung nach vorwärts, durch die ein Volk auf seine Höhe geführt wird, gehört so von vornherein zum Wesen der Stadt. Indem diese auf freie Leistung eingestellten Stadtmenschen untereinander heiraten, werden ihre Eigenschaften noch gesteigert und prägen sich immer schärfer aus.

Diese Steigerung der Erbanlagen geschieht nun aber noch in anderer Richtung. In der Stadt sondern sich bekanntlich die Berufe, während der Beruf des Bauern, sozusagen als Urberuf, noch allseitig die Bedingungen des Lebens umfaßt. Er setzt deshalb auch eine gewisse allseitige Begabung voraus. Die besonderen Beschäftigungen in der Stadt dagegen erfordern eigentümlich gerichtete und damit begrenztere Gaben. Und da alles hier auf Leistungssteigerung angelegt ist, so wird im allgemeinen sich jeder nur in dem Beruf durchsetzen können, der seiner besonderen Art entspricht. Die verschiedenen Begabungen werden also auseinander gemischt. Und dieser Vorgang verstärkt sich durch die Gattenwahl. Die ähnlich Begabten werden sich von selber zusammenfinden, häufig wird inner-

halb desselben Berufskreises geheiratet, und die berufsfesten Sippen bringen es am weitesten. Man denke an die Handwerkerfamilien des Mittelalters oder an die Gelehrten- und Offiziersfamilien der Neuzeit. Damit reichern sich ähnliche oder gleiche Erbmassen an, und es können schließlich jene unerhörten Steigerungen entstehen, die wir als Genie bezeichnen. Es sind die schöpferischen Geister, die ihren Beruf und seine Bedingungen mit voller Freiheit umfassen und daher neue und ungeahnte Werke zu schaffen vermögen. Daß diese immer aus einer großen Gesamtbewegung hervordachsen, und daß sie meist auf allen Gebieten zugleich auftreten, wird so ohne weiteres verständlich. Gewiß sind viele schöpferische Geister nicht geradezu aus solcher berufsfesten Sippe hervorgewachsen; aber immer werden wir bei ihren Voreltern gleichgerichtete Anlagen annehmen müssen, die durch solche, den Stadtverhältnissen entsprechende Gattenwahl in geistesverwandtem Kreise vermehrt wurden.

Andere Bedingungen des Stadtlebens können neben diesen Erbverhältnissen höchstens als Mitursachen in Betracht kommen. Der Gesichtskreis erweitert sich, besonders durch den Handel; neue Anregungen strömen herzu und machen das Leben in der Stadt bunter als auf dem Lande; die Menschen wohnen enger beisammen und können daher gerade auch durch die Verschiedenheit ihrer gesteigerten geistigen Fähigkeiten stärker aufeinander wirken. Besonders aber werden sie reicher und dadurch unabhängig von dem unmittelbaren Kampf um die Nahrung. Sie gewinnen Muße, ohne die selbständige Leistungen auf keinem Gebiete möglich sind. Sie allein gewährt seelische und geistige Sammlung, aus der alles Große entspringt. Diese Bedingungen gelten dabei für Schaffende und Genießende zugleich, und es ist wichtig, daß der Schaffende einen Kreis von Menschen findet, die sein Werk tragen und verstehen. Aber alle diese Mitursachen vermögen nichts, wenn nicht die Menschen vorhanden sind, die dadurch zu großen Leistungen angeregt werden. An andern Orten und zu

anderer Zeit leben zahlreiche unter den gleichen Bedingungen und bringen doch nichts hervor.

Die Städte, die zu solcher Blüte kommen, brauchen nicht neu gegründet zu sein. Die des Altertums z. B. bestanden ja im Süden und Westen Europas überall fort; aber sie waren erstorben. Entscheidend ist der lebendige Bevölkerungsstrom vom Lande in die Stadt. Auf seine Bedeutung für die Entwicklung der Völker hat besonders Georg Hansen in seinem Buche „Die drei Bevölkerungsstufen“ hingewiesen (zuerst 1889), aber ohne den Rassegedanken zu beachten.

6. Die Gefährdung.

Wir haben bisher die aufbauenden Kräfte verfolgt, die im günstigen Falle die Völker in gerader Richtung zur Höhe emporführen. Aber wie alles Leben, indem es sich entwickelt, immer zugleich auch bedroht ist und, je weiter es fortschreitet, um so mehr sich dem Tode nähert, so gilt etwas Ähnliches, wie es scheint, auch für die Entwicklung der Völker. Ihre Höhezeiten waren nicht von so selbstverständlicher Schöpferkraft und Selbstbejahung erfüllt, wie es nach dem bisher Gesagten scheinen könnte. Ihnen selber war ihr Dasein viel fragwürdiger, und Zweifel an dem Wert ihres Tuns bedrängten sie.

So klingt durch solche glänzenden und von der Nachwelt bewunderten Zeiten ein eigentümlicher Klage-ton, den man nicht überhören darf. Vielmehr müssen wir, wenn wir auf den Verlauf des Volkslebens sehen, meistens zugeben, daß die Klage berechtigt war. Besonders in Rom hat sie sich zu einer sozusagen weltgeschichtlichen Größe erhoben. Ist doch der ganze Aufstieg des Römertums begleitet von dem Vorwurf der echten Römer gegen ihre Zeit, daß die alte Römertugend verloren gehe. Sie weisen mahnend auf die Vergangenheit hin; aber hören wir diese selbst, so wird in ihr schon die gleiche Warnung erhoben. Dies kann nicht bloße Bequemlichkeit oder Verbrießlichkeit des Alters gewesen sein, nicht die spießhafte Sehnsucht nach der guten alten Zeit, die daraus entspringt, daß die Älteren zu bequem sind, sich neuen Verhältnissen anzupassen. Der Ton bringt aus größerer Tiefe empor, und es redet daraus eine echtere Einsicht.

Die Völker, wenn sie sich zur Höhe erhoben, fühlten sich immer zugleich gefährdet. Ihr Dasein verlief dann nicht mehr in den gewohnten Bahnen altüberlieferten bäuer-

lichen Brauchtums, sondern strebte in der Stadt nach dem Neuen und Unerhörten. Sie ergaben sich dem Abenteuer und forderten damit das Schicksal heraus. Aber eine solche Gefährdung ist hier nicht gemeint; spricht doch aus jenen Klagen eher die Sorge, daß die Menschen jetzt und künftig den Gefahren nicht mehr gewachsen sind, denen man früher freudig entgegenging. Was man fürchtet, liegt mehr im Wesen der Menschen selber; man sorgt, daß dies seine Lüchigkeit einbüße und das Volk verfallende. Und in der That zeigt die Geschichte, daß diese Sorge nicht selten begründet war und das Volk, kaum hat es seine Höhe erstiegen, schon wieder absinkt. Es wandelt sein Wesen zum Schlechtern und ist darum seinen Aufgaben nicht mehr gewachsen.

Wie kommt es zu diesem Verfall, der von Scharfsinnigen schon in der Zeit des höchsten Glanzes gespürt wird?

Die eingewanderte Nordrasse scheint dort ihre höchsten Leistungen erreicht zu haben, wo sich zwei verwandte, aus gleich edlem Blute entsprungene Stämme kreuzten. In den meisten, wenn nicht in allen Fällen wird sie aber bei der Einwanderung auch noch zu anderen Rassen in Beziehung kommen. Das neu besetzte Gebiet wird in den seltensten Fällen leer gewesen sein, sondern die Einwanderer werden hier auf irgendwelche Urbewohner stoßen, bei denen es dahingestellt bleiben muß, wie lange sie diese Sitze schon inne hatten. Diese gehören nicht zu den in Gefahren Hochgezüchteten; sie waren daher wohl auch kaum fähig, den Eindringlingen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen und wurden in den Stand von Hörigen hinabgedrückt. Ihr Leben war geschichtslos, denn sie besaßen nicht die Eigenschaften der Nordrasse, aus denen Geschichte entspringt, und geschichtslos haben sie es unter der Gewalt ihrer neuen Herren fortgeführt. Aber trotzdem sind sie nicht ohne Wirkung auf diese geblieben. Wenn sie auch nicht fähig waren, Geschichte zu schaffen, so waren sie doch fähig, Geschichte zu zerstören, und sie taten es, indem sie ihre Herren allmählich zu sich hinabzogen. Und dies

eben ist der Verfall der Völker. Wie überall in der Welt das Gestaltete, wenn es verfällt, in das Gestaltlose übergeht, so geschah es auch hier. Sehen wir zu, wie das möglich war.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun“; dies Wort gilt auch für die Völker. Die großen Leistungen, besonders die baulichen, die die nordischen Herren in ihren neuen Sitten vollbrachten, waren nur möglich, weil ihr die unterworfenen Bevölkerung genügend Arbeitskräfte zur Verfügung stellte. Auch jene freie Muße, die wir als Mitursache des Aufblühens fanden, konnten sie am Hofe oder in der Stadt nur gewinnen, weil Hörige für sie die leiblichen Arbeiten besorgten. So ist eine Unterschicht Vorbedingung für das Herrendasein, ohne das es Geschichte nicht gibt.

Aber sicher setzt auch sehr rasch schon die Vermischung beider Schichten ein. Zu ebenbürtiger Ehe werden die Unterworfenen, deren abweichende Art man sicher lebhaft empfunden hat, freilich noch auf lange hin nicht zugelassen. Aber ihre Frauen und Mädchen waren sicher eine leichte Beute für die Herren. Die Kinder folgten dann, nach einem wohl überall geltenden Grundsatz, der ärgeren Hand. Damit sickerte unaufhaltsam Herrenblut in den Stand der Knechte, während der Herrenstand sich vor dem minderen Blute zunächst noch zu bewahren wußte. Immerhin wurde der Unterschied zwischen beiden verringert; und daß die späteren Empörer, also die Knechte, die auch Geschichte machen wollten, Herrenblut in sich spürten, wird man ohne weiteres glauben dürfen. Man erzieht sich nicht nur Rebellen, wie Goethe meinte, sondern man erzeugt sie sich auch.

In diese Entwicklung greift nun aber der Übergang vom Lande in die Stadt unheilvoll ein. Auf dem Lande bestehen feste Verhältnisse, und wer besitzt, kann nicht leicht von dem überflügelt werden, der nicht besitzt. In der Stadt aber gilt die Leistung alles. Und wenn gewiß die Herrnrasse durch ihre höhere Tatkraft zunächst hier den Vor-

rang behauptete, so konnte auf die Dauer auch der niedere Menschenschlag mit dem emsigen Fleiß, der ihm eignete, manche Erfolge erringen. Und das Mischblut, das die Herren nicht ihrem Stande zurechneten, blieb auf diesem Boden an Tüchtigkeit vielleicht noch weniger hinter ihnen zurück. Manche Bedingungen des städtischen Erwerbs und besonders des Handels mochten der Herrenrasse auch weniger liegen; so verstanden die früheren Knechte sicher besser, sich anderen anzupassen, wovon der Erfolg häufig abhing.

So ist es aus der Geschichte der Städte des Altertums wie des Mittelalters bekannt, daß neben dem alten Herrenstand bald ein neuer, in Gewerbe und Handel reich gewordener Stand emporkam, gleiche Rechte verlangte und schließlich die früheren Herren fast beiseite drängte. Damit erlangte er meist auch das Recht, zu gleichberechtigter Ehe zugelassen zu werden, und die Vermischung der Stände begann. Man weiß, wie dieser Vorgang sich in mancherlei Abschnitten und im Einzelnen recht verschieden vollzog, aber die Hauptrichtung ist doch überall die gleiche. Daß diese ständische Umschichtung auch für die rassische Zusammensetzung eines Volkes erhebliche Folgen hat, versteht sich von selbst. Mag auch in der Unterschicht, etwa durch den Zustrom verarmter und dadurch landlos gewordener Bauern, zunächst manches edle Blut mit vorhanden sein, so ist die Schranke gegen das mindere hier doch sicher weniger fest als auf dem Lande.

Weiter lehrt uns aber die Geschichte, daß Athen, Rom und die Städte des Mittelalters zu ihrem höchsten Glanze erst aufstiegen, als jene Umschichtung schon im vollen Gange war. Gewiß werden wir die großen Leistungen, die aus diesen Städten hervorgingen, dem edeln Blut der Herrenrasse zuschreiben müssen. Und wir werden seine Bedeutung am Aufbau der Städte für um so größer halten dürfen, als gewiß auch dem unteren Stande verarmte Mitglieder des alten Herrenstandes angehörten. Sonst hätte er nicht so rasch in die Herrschaft hineinwachsen

können. Die schöpferischen Menschen, die aus diesen Städten entsprangen, haben sicher noch einen starken Anteil an dem Blute der nordischen, der eigentlich schöpferischen Rasse. Woher sollte sonst ihr Schöpferium stammen? Aber jedenfalls erreichten die Städte erst die Höhe ihrer Entwicklung, als die Mischung der Stände bereits eingetreten und das Herrenblut damit gefährdet war.

So verstehen wir den Klage-ton, der selbst in den Zeiten erklingt, die uns im Rückblick am allerherrlichsten dünken. Ja wir können sogar fragen, ob das Gefühl der Gefährdung nicht zu ganz besonderen Taten im Geistigen aufrief. Jahrhunderte und Jahrtausende hatte die Nordrasse bestanden und in dem sicheren, unangefochtenen Bewußtsein ihres Wesens kein Bedürfnis empfunden, der Nachwelt ein Bild desselben zu hinterlassen. Jetzt, wo ihr Wesen gefährdet ist, kommt diesen Menschen sein Wert zum Bewußtsein, und sie geben ihm in Wort und Bild Ausdruck. Es ist, als ob sie es sich selber durch äußere Werke sichern wollten, da sie es innerlich nicht mehr mit der gleichen Sicherheit besitzen wie zuvor. Erst jetzt geben sie Kunde von einem Leben, das sie lange gelebt haben, als ob sie wüßten, daß es nur noch von kurzer Dauer ist und bald niemand mehr von ihm Kunde geben kann.

Eine Todesahnung liegt so über den höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, nicht nur, weil es überhaupt das Vorrecht des höheren Menschen ist, um seinen Tod zu wissen und durch dies Wissen sein Leben zu gestalten, sondern weil die herrliche Welt, der sie ihre Zunge leihen, selber dem Tode überantwortet scheint. Ist Weisheit und Kunst ein Schwanengesang der nordischen Rasse? Und bedeutet „Kultur“, daß die Edelrasse in Schönheit stirbt?

7. Der Verfall.

Sobald die zuvor geschilderten Gefahren so groß werden, daß das Volk ihnen nicht mehr zu widerstehen vermag, tritt der Verfall ein. Er ist sowohl rassisch wie völkisch bedingt.

Die Stadt bedeutet, wie wir gesehen haben, eine Gefährdung der Rasse, denn es ist hier leichter möglich, daß die wertvollen Menschen von minder wertvollen beiseite gedrängt werden. Auf dem Lande ist in dem erblichen Grundbesitz die Sippe in ihrer Blutsfolge gesichert, so lange die städtischen Verhältnisse nicht auf die ländlichen zurückwirken und den Hof zum Gegenstande des Handels machen. Da Ehen hier im allgemeinen nur zwischen Standesgleichen geschlossen werden, so hält sich die Rasse, und das gesunde Bauerntum bleibt die Quelle, aus der das Volk sich immer wieder verjüngen kann. In der Stadt dagegen sind die Bedingungen, um zu Besitz und damit zu Einfluß zu kommen, ganz andere. Zuerst und manchmal auf lange hin wird auch das städtische Leben von der Edelrasse getragen, weil die jüngeren Söhne der Bauern und andere, die auf dem Lande keinen Unterhalt mehr finden, nach der Stadt drängen, ja in kleinen Gebieten zuerst die Landbesitzer selber zugleich die Träger des Stadtlebens sind, indem sie bei allen wichtigen Vorgängen dorthin zusammenströmen. Auch der hier allmählich entstehende Gegensatz der Stände braucht zuerst kein Gegensatz der Rassen zu sein.

Aber allmählich wird das doch anders, eben weil die Erwerbsmöglichkeiten in der Stadt auch andern Leuten mit minderen Eigenschaften den Zugang zum Besitz erschließen. Der Gegensatz der Stände kommt ihnen zugute, weil der um Gleichberechtigung kämpfende untere Stand

in der Wahl seiner Kampfgenossen sicher weniger wählerisch war, als der seine Vorrechte verteidigende obere. Das Geld ist beweglicher als der Boden, und es fließt darum schneller auch in die Hand des schlechteren Mannes. Geld aber gibt in der Stadt Macht, und diese wird um so wichtiger, je stärker sich das städtische Leben entwickelt, und je weniger es darum dem Landmann möglich ist, daran teilzunehmen. Mit der Macht kommt das Recht. Die älteren Sippen treten allmählich zurück, und sie können ihr Blut von der Vermischung mit dem aufstrebenden neuen Stande nicht mehr freihalten. So verschlechtert sich die Rasse in der Stadt.

Die rassistische Bedingung des Verfalls würde sich allein wohl nur langsam auswirken. Dagegen wird er, und manchmal in hohem Maße, beschleunigt, wenn der Strom vom Lande in die Stadt versiegt. Diese Binnenwanderung haben wir als Hauptbedingung der Volksblüte kennen gelernt; sie kann auch die rassistische Gefährdung der Städte hinten halten, indem sie ihnen immer neues, wertvolles Blut zuführt. Hört dies auf, so wird die Gefahr dringend, und der Verfall vollzieht sich oft in erstaunlich kurzer Zeit. Wie plötzlich ist Athen verfallen! Aber auch ganze Länder können rasch absinken; ein eindrucksvolles Beispiel dafür bietet Spanien im 17. Jahrhundert.

Die Gründe für dies Versiegen des Volksstromes können wir vom Bauerntum und vom Städtertum her betrachten.

Das Bauerntum wird keine Kräfte mehr abgeben können, wenn es keine mehr verfügbar hat. Dies wird um so schneller geschehen, 1. wenn die Städte sehr rasch aufblühen, also große Möglichkeiten bieten und darum alle Leistungsmenschen an sich ziehen; dann muß das Bauerntum mindestens vorübergehend an solchen Kräften verarmen; 2. wenn der Reichtum sich in Grundbesitz sichern will und damit zum Bauernlegen übergeht; 3. wenn die Bauern, angesteckt von dem Geiste der Städte, aus Sorge um das ungeschmälerte Erbe nicht mehr genügend Nachkommen haben.

Von den Städten her wird dieser Strom unterbunden, wenn sie nicht mehr so viele Menschen aufnehmen können. Besonders wird dies der Fall sein, wenn sie infolge von Kriegen oder aus rein wirtschaftlichen Gründen verarmen, wenn der Handel andere Wege einschlägt, das Gewerbe keinen genügenden Absatz mehr findet. Dann kann auch der Tüchtige hier keine Erfolge mehr haben, und in der Verelendung verschwinden allmählich die früher genannten günstigen Bedingungen des Stadtlebens, Anregung, Reichtum, Muße.

Der Zusammenbruch wird um so jäher sein, je mehr von diesen Bedingungen sich verbinden. So hatte Spanien im 16. Jahrhundert ein mächtiges Aufblühen der Städte erlebt infolge des Geldstromes aus der neuen Welt, und es stieg auf allen Gebieten rasch zur höchsten Höhe empor. Aber zugleich wanderten zahlreiche besonders Tüchtige nach Amerika ab und vergeubeten dort ihr Blut, indem sie eine minderwertige Mischrasse erzeugten. Zugleich wurde durch falsche Maßnahmen der Regierung der Handel und damit auch das Gewerbe vernichtet. Und Adel und Kirche hatte man erlaubt, den bäuerlichen Grundbesitz aufzukaufen (vgl. R. Haebler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall. 1888).

Warum aber halten sich die Städte nicht aus eigener Kraft auf ihrer Höhe? Nach den neueren Untersuchungen ist ja nicht mehr zu bezweifeln, daß Begabung sich vererbt. Hier wirkt nun aber ein als Tatsache festgestellter, wenn auch in seinen Ursachen noch nicht geklärter Vorgang: städtische Sippen sterben häufig nach einigen Geschlechterfolgen aus, und oft um so schneller, je mehr eine Sippe aufgestiegen ist, je wertvoller also ihre Erbmassen sind. Die Stadt verbraucht die Volkskräfte, die das Land erzeugt. Sie kann sich aus sich selber nicht erhalten und bedarf beständig des neuen Zuzugs vom Lande. Stockt dieser, so stirbt sie ab; und indem gerade die Wertvollen aussterben, können sich erst recht Minderwertige in die da-

durch entstandenen Lücken eindringen. Damit sinkt die Höhenlage der städtischen Begabungen.

Dazu kommt nun die Verstädterung, eine Erscheinung, die absinkenden Völkern ganz besonders ihren unheilvollen Stempel aufprägt, ja die man als den eigentlichen Zustand des Verfalls ansehen muß. Die Stadt wirkt günstig auf die in den behüteten Verhältnissen des Landes Aufgewachsenen; sie bringen ihre gesunden Anlagen mit und können sie nun unter den freieren Bedingungen voll entfalten. Diese günstige Wirkung kann auch durch mehrere Geschlechter andauern, zumal solange die Stadt sich nicht ganz vom Lande abtrennt und die frische Luft des Landes sie noch durchweht. Anders wenn sie sich in sich abschließt, keinen Einfluß vom Lande mehr erhält oder wohl gar das Land unter ihren Einfluß kommt. Dann ist die Mehrzahl der Städter auch in der Stadt geboren, ihre Sippen sind vielleicht seit vielen Geschlechtern dort ansässig, und sie kommen höchstens noch zum Besuch aufs Land. Dann übt die Stadt ganz andere Wirkungen aus, und selbstverständlich um so mehr, je größer sie ist. Die Zusammenballung alles Lebens in der vom Lande nicht mehr erneuerten Stadt muß geradezu als der Endzustand des geschichtlichen Daseins eines Volkes gelten.

Diese Verstädterung, in der die Edelrasse allmählich dahinschwindet, prägt sich in einem bestimmten seelisch-geistigen Zustande aus, der das Ende jedes Schöpfertums bedeutet. Vier Züge seien als die wichtigsten hervorgehoben. 1. Indem die Arbeit in der Stadt fast allein auf der Leistung und kaum noch auf dem ererbten Besitze beruht, schwindet allmählich die Ehrfurcht. Der Mensch glaubt alle Bedingungen seines Tuns selbst in der Hand zu haben und fühlt sich von keiner höheren Macht mehr abhängig. Treten Stadt und Land scharf auseinander, so scheinen sich die beiden Grundtriebe, Tatkraft und Ehrfurcht, aus deren Verbindung die großen Leistungen der nordischen Rasse entspringen, zu trennen und sich unter beide zu verteilen. Die durch nichts mehr innerlich gebundene Tätigkeit der

Stadt aber erlebt dann die Wahrheit des Goetheschen Wortes: Unbedingte Tätigkeit macht zuletzt bankrott. 2. Der Städter ist von den ewigen Lebensgesetzen entfernt, die das Dasein des Landmannes völlig bestimmen. Er lebt daher in einer künstlichen und schließlich überkünstelten Welt, die nur im Wollen und Denken des Menschen ihren Ursprung hat. Er läuft nicht mehr auf dem gewachsenen Boden der Erde und verbaut sich mit seinen Hochhäusern den Ausblick zum Himmel. Und so führt er, abgetrennt von Erde und Himmel, ein wurzelloses Dasein, in dem jede ursprüngliche Schöpferkraft bald ersterben muß. 3. Durch künstliche Mittel hat sich der Mensch in der Stadt von dem Kampf um die Nahrung frei gemacht. Damit gewann er die Muße für andere Leistungen, in die nun seine angezüchtete Tatkraft einströmen konnte. Indem er aber damit die schwere Arbeit verlernt und Menschen, die ihr überhaupt nie gewachsen gewesen wären, infolge der leichteren Lebensbedingungen zu Ansehen kommen, sinkt allmählich die Tatkraft. Die Menschen werden leiblich und geistig schwächer, während die Landarbeit eine immer gleich bleibende, allseitige Kraft verlangt. 4. Die Fülle der Eindrücke, die dem frischen Menschen so große Anregungen zuführt, kann dann nicht mehr innerlich verarbeitet werden und lähmt schließlich die eigene Kraft, anstatt sie zu steigern. Der Mensch wird nicht mehr mit ihnen fertig und begnügt sich damit, sie hinzunehmen, wie sie sich bieten. Dann stumpfen sie sich in ihrer Wirkung aber rasch ab, und es bedarf immer neuer, als Mittel gegen die Langeweile. Die Menschen leben nur noch an der Oberfläche; nichts wird tiefer aufgenommen, und jedes muß darum rasch durch Neues und wieder Neues ersetzt werden. Es entsteht der Reizhunger des Großstädtlers, ein überwachtes und doch zugleich stumpfsinniges Einsaugen aller möglichen, unzusammenhängenden Eindrücke, wodurch die Fähigkeit zu eigener Leistung immer mehr geschwächt wird. Denn diese entspringt nur aus innerer Sammlung und selbsttätiger Beherrschung. Im übrigen lese man über

den Vorgang der Verstädterung das Buch von W. Hellpach, Mensch und Volk der Großstadt 1939.

Diese Zersetzung wurde bekanntlich schon im Altertum, zumal aber in der Neuzeit, durch die Juden und deren Einfluß auf ihre Wirtsvölker besonders gefördert. Die Ursachen ihrer schädlichen Wirkung liegen wohl in drei Umständen. 1. Sie entstammen in der Hauptsache einer Rasse, der vorderasiatischen, die der nordischen ganz besonders fremd ist. 2. Sie haben dann in der Zerstreuung das verschiedenartigste Blut aufgenommen, sind also wohl das größte heute vorhandene Rassengemisch. Dies ermöglichte ihnen, sich ihren Wirtsvölkern anzupassen, wodurch sie einen ganz andern Einfluß als etwa andere eingesprengte Fremdrassen auf deren Leben gewinnen konnten. So recht kommt dieser aber erst zur Geltung, wenn die Wirtsvölker selber durch Rassenmischung die sichere Haltung verloren haben, wo dann ihre Haltlosigkeit durch die Juden aufs äußerste gesteigert werden kann. 3. Die Juden sind in der heutigen Welt die weitaus ältesten Städter; und sie sind es um so mehr, als sie überhaupt niemals aus dem zur Stadt gehörigen Landvolk hervorgewachsen, sondern nur von Stadt zu Stadt gewandert sind. Darum sind die Züge der Verstädterung an ihnen am stärksten ausgeprägt, und sie fördern durch ihr Wesen diesen schädlichen Vorgang besonders, während das Landvolk, auch wo es sich ihrer beim Handel bedient, meistens nicht unter ihren seelischen und geistigen Einfluß gerät.

8. Gestaltwandel der Geschichte.

Aufstieg und Abstieg der Völker bedeuten also rassistische Umschichtungen, durch die andere Kreise als bisher zur Führung gelangen. Es liegt nahe, dieselbe Erklärung auch auf andere Wandlungen im Volksleben anzuwenden, durch die sich die verschiedenen Zeitalter desselben unterscheiden. Ihr Wechsel macht den besonderen Inhalt der Volksgeschichte aus, wobei es zunächst dahinsteht, ob sie als günstig oder ungünstig beurteilt werden müssen. Die Athener vor den Perserkriegen waren sicher sehr verschieden von denen nach dem peloponnesischen Kriege, die alten Römer der Republik von denen der späteren Kaiserzeit oder die heutigen Deutschen von denen des Mittelalters, ja schon von denen der Goethezeit. Und dieser Gestaltwandel der Menschen bestimmt zweifellos den Gestaltwandel der Geschichte, denn das Leben der Menschen ist deren Gehalt.

Wenn die Klasse als der bestimmende Antrieb der Geschichte anerkannt werden soll, muß sich mit ihr auch dieser Gestaltwandel erklären lassen. Gewöhnlich begnügt sich die Geschichtswissenschaft hier wie bei der Frage nach Blüte und Verfall mit unzureichenden Ursachen. Man sieht diese etwa in dem Ermatten des Geistes nach einer bestimmten Richtung, derzufolge er sich dann einer andern, und nach dem Gesetze der Gegensätze oft gerade entgegengesetzten zuwendet. Oder man sieht in der Abfolge der verschiedenen Zeiten einen tieferen, überhaupt kaum mehr erfahrungsmäßig zu erklärenden Sinn, in dem sich der Weltgeist unmittelbar und aus den nur ihm einsichtigen Gründen offenbart.

Eine wirkliche Erklärung dieser geschichtlichen Wandlungen wird man nur gewinnen, wenn man auf die sie

tragenden Menschen zurückgeht. Vom Boden der Erfahrung aus kann nur in diesen die Ursache liegen. Geschichte aber besteht im Zusammenleben der Menschen, und so werden wir die Veränderungen nicht als solche an demselben Menschen oder an gleichartigen Menschen begreifen dürfen. Man redet wohl von Jugend und Alter der Menschheit und der einzelnen Völker, und manchmal hat man auf diesem Vergleich eine ganze Geschichtsphilosophie aufgebaut. Aber dies ist doch nur ein Vergleich und in vieler Hinsicht kein glücklicher. Sieht sich doch das spätere Geschlecht im allgemeinen für jünger an als das frühere, und keineswegs für immer greifenhafter. Besonders aber greifen die Wandlungen im Volksleben viel zu tief, als daß man sie demselben Menschen zuschreiben könnte, auch wenn man diesen sinnbildlich als Mensch im Großen für eine durch die Jahrhunderte lebende gleiche Menschenart nimmt. Es sind nicht dieselben Menschen unter den Deutschen, die ihre Gebäude in der Weise der Romanik oder der Gotik, der Renaissance oder des Barocks errichteten, und die sich dabei nur wechselnden Zeitströmungen angepaßt hätten. Gerade wenn wir überzeugt sind, daß Mensch und Werk in gewisser Weise eins sind, und in dem Werke daher die rassistische Grundhaltung des Menschen zum Ausdruck kommt, werden wir ihm eine solche Wandlungsfähigkeit, die mit wahren Rassetum unvereinbar wäre, nicht zutrauen. Oder, um noch ein derberes Beispiel anzuführen, es sind nicht dieselben Römer, die die Schlachten gegen Hannibal schlugen und die bei dem Gastmahl des Trimalchio praßten. Der eine Goethe hat in der Tat vom Kokoko über den Sturm und Drang und den Klassizismus bis zur Romantik eine ganze Folge an Zeitabschnitten der deutschen Dichtung vorbildlich in seinen Werken dargestellt. Aber das ist eine große Ausnahme; und die Schranken des Einzelmenschen zeigen sich auch hier.

Wir werden diese geschichtlichen Wandlungen also nicht als Veränderungen im Leben desselben Menschen, auch

nicht desselben geheimnisvollen Großmenschen, den wir als den Deutschen oder den Römer bezeichnen, verstehen können¹⁾. Sondern es sind Umschichtungen im Zusammenleben der Menschen, durch die verschiedene Gruppen derselben wechselnd in die Führung kommen und dadurch das Gesicht der Zeit bestimmen. Das wird einem bei genauerem Eindringen in bestimmte Zeitalter besonders deutlich, wenn man bemerkt, wie in denselben Jahren auch Menschen der anderen Zeitalter leben und soweit möglich wirken, wenn sie auch zu keinem bestimmenden Einfluß gelangen. Als die Renaissance blühte, bauten andere noch gotisch; als das Barock hochkam, setzten andere die Malweise der Renaissance fort. In den üppigen Zeiten des Kaisertums lebten auch noch Römer vom alten Schlage, aber sie mußten zähneknirschend beiseite stehen, da sie den Lauf der Welt nicht ändern konnten.

Vielleicht kann man sagen, daß in Völkern Menschen verschiedenen Schlages vorhanden sind, als die verschiedenen, in dem Volke angelegten Möglichkeiten. Welche von ihnen in den wechselnden Zeitaltern auf den einzelnen Gebieten führen und damit der Zeit ihr Gesicht geben, hängt von bestimmten und häufig auch äußeren Umständen ab. Es sind die Menschen, die eine Zeit aus irgendeinem Grunde braucht, etwa weil sie besonders geeignet sind, einen Ausweg aus einer schwierigen Lage zu finden, oder auch nur, weil die Teilnahme an dem Bisherigen, etwa in der Kunst, abgestumpft ist und man nach etwas Neuem Ausschau hält, von dem neue Anregungen ausgehen, und eine Menschenart dem entgegenkommt, der sich damit die

¹⁾ Spengler, der das Bild von Jugend und Alter aufnimmt, hat von der erbbedingten Anlage des Menschen allerdings keine Ahnung und hängt noch an der alten Vorstellung, daß man sich willensmäßig zu allem Möglichen bestimmen könne. Das beweist der Satz (Der Untergang des Abendlandes Bd. 1 S. 57): „Wenn unter dem Eindruck dieses Buches sich Menschen der neuen Generation der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkennnistheorie zuwenden, so tun sie, was ich wünsche.“ Letzten aber werden sie bei so krampfhafter Umstellung sicher wenig.

Aufmerksamkeit der Zeit zuwendet. Manchmal mag es auch die bloße Wucht der Zahl sein, durch die sich ein bestimmter Menschenschlag durchsetzt, und der gegenüber sich anders Geartete nicht zur Geltung bringen können. In jedem Falle ist es immer die besondere Gelegenheit, die in dem Glücksspiel des Lebens diesem oder jenem Menschenschlage ein gutes oder schlechtes Los zuwirft. Die Zeit gibt dem Einzelnen das Stichwort zum Auftreten, wobei sie ihre Gunst oft nicht nach Verdienst verteilt. Kann doch selbst der Tüchtigste nichts Großes wirken, wenn die Zeit ihm keine Gelegenheit gibt. Wäre Graf Schlieffen jünger gewesen oder wäre der Weltkrieg vor seinem Tode ausgebrochen, so wäre er vielleicht als einer der größten Feldherrn in das Gedächtnis der Nachwelt eingegangen. Aber die Zeit und das neidische Schicksal haben ihm diesen Ruhm verweigert.

Die äußeren Bedingungen sind deshalb nicht etwa gleichgültig, wie es manchmal in einseitiger Überbetonung des Klassegedankens hingestellt wird, und die geschichtliche Forschung tut Recht, sie genau zu zergliedern. Denn in ihnen liegen die Gründe, warum ein bestimmter und kein anderer Menschenschlag die Führung erhält.

Wie es zu solchen Umschichtungen und damit zum geschichtlichen Wandel kommt, sei an einigen Beispielen verdeutlicht.

Der Niedergang der Völker und ihre Verstädterung bedeutet zugleich einen Wandel in der seelisch-geistigen Haltung. Wir haben uns gewöhnt, ihn mit den Ausdrücken „Kultur“ und „Zivilisation“ zu bezeichnen. Aus jener wächst diese hervor, aber diese kann jene nicht wieder hervorbringen. Jener ist es um Seelenwerte, dieser um Sachwerte zu tun, jene erstrebt innere, diese äußere Daseinsvollendung, jene vollzieht sich im freien, diese im zweckgebundenen Schaffen. Ganz trennen darf man keineswegs, denn ohne jene gibt es diese nicht, z. B. ohne Wissenschaft kein Werktum. Aber wenn das freie Schaffen ganz in das zweckgebundene übergegangen ist oder doch nur

noch um seiner äußeren Zwecke willen geschätzt wird, und wenn dann in einer überkünstelten äußeren Welt niemand mehr nach den Rechten der Seele fragt, so hat sich doch ein tiefgreifender Wandel im Volksleben vollzogen, und kein erfreulicher.

Wir werden im Zuge unserer Betrachtungen zwei Gründe für diesen Übergang anführen können. 1. Die hochwertigen Leistungen der nordischen Rasse beruhen, wie wir sahen, auf der inneren Spannung von Tatkraft und Ehrfurcht. Beide scheinen einander zu widersprechen und verbinden sich doch gerade zu den größten Werken. Nun zehrt aber mit einer gewissen Zwangsläufigkeit die Tatkraft die Ehrfurcht auf, denn sie meistert allmählich die Gefahren und das unberechenbare Schicksal, die immer wieder zur Ehrfurcht erziehen. Je mehr der Mensch die Bedingungen seines Daseins in den Griff bekommt, um so mehr fühlt er sich als ihren Herrn und glaubt ihnen keine Ehrfurcht mehr schuldig zu sein. Was die Tyche (der Zufall) zerstört, erhält die Techne (die Kunst), sagt ein griechischer Dichter, was ungefähr so viel heißt, wie: Die Wirtschaft ist das Schicksal. So geht allmählich das Sollen im Wollen verloren. Und dies ist der Übergang von der im Glauben an das Ewige gebundenen „Kultur“ zu der nur vom endlichen Willen beherrschten „Zivilisation“. Die Gefahren sind gewiß auch in dieser nicht gebannt; wir brauchen uns ja nur an die über achttausend Tote zu erinnern, die jährlich in Deutschland dem Verkehr zum Opfer fallen. Aber in einer entgötterten Welt haben Gefahren nichts Schicksalhaftes mehr und wecken keinen Glauben, sondern höchstens Aberglauben. Wie viele Kraftfahrer mögen ihre Seele wohl Gott befehlen? Aber das Glücksmännchen baumelt hinten im Wagen.

2. Seelengüter und Sachgüter können beide nur von schöpferischen Geistern hervorgebracht werden, und diese Leistungen stehen sich oft ziemlich nahe. Bedarf es doch offenbar einer ähnlichen Begabung, um etwa eine Aufgabe der reinen Größenlehre zu lösen oder ein künstliches Werk-

zeug zu erfinden. Keiner jedoch kann auf die Dauer schaffen, wenn sein Werk nicht von andern geschätzt und daher begehrt wird. Das Werk der „Kultur“ aber kann nur schätzen, wer es sich innerlich aneignet (z. B. die mathematische Lösung nur, wer sie nachrechnen kann); das Werk der „Zivilisation“ dagegen braucht nur äußerlich angeeignet zu werden (einen Kraftwagen können viele benützen und schätzen, ohne eine Ahnung von seiner Einrichtung zu haben). Wenn nun die allgemeine geistige Höhenlage sinkt, kann der schöpferische Geist nur noch auf äußere, nicht mehr auf innere Aneignung rechnen, er kann also nur noch Werke der „Zivilisation“ und keine der „Kultur“ mehr schaffen.

Ein anderes Beispiel sei der Geschichte des Römertums entnommen. Hegel hat in geistvollen Ausführungen seiner Phänomenologie den Rollentausch von Herr und Knecht geschildert, wie der Herr von dem Knechte abhängig wird und wie dann aus dem veredelten knechtischen Bewußtsein die Freiheit des Selbstbewußtseins entspringt. Er hat dabei deutlich die Entwicklung der römischen Welt und die in ihr sich verbreitende stoische Lehre im Auge. Dieser Übergang von zweifellos weltgeschichtlicher Bedeutung läßt sich auch von der Rasse her verständlich machen.

Am Anfang befinden sich beide Schichten in der ihnen zukommenden Stellung. Die eingewanderte Edelrasse hat sich zum Herrn gemacht, und ihr dienen die Unterworfenen. Die Vorgänge, die zur Verkehrung dieses Verhältnisses führen, sind oben geschildert. Durch auferhebliche Verbindungen fließt immer mehr Blut der Herrenrasse in den unteren Stand, und in entarteten Zuständen kann auch das Blut der Knechte in den Herrenstand einbringen. Juvenal sagt am Ende seiner achten Satire, es sei besser ein (angeblicher) Sohn des Thersites zu sein, wenn man nur selber dem Achilles gleiche, als ein Sohn des Achilles, aber dem Thersites ähnlich zu sein. Hier verrät er eine Ahnung von diesem Rassentausch der Stände. In dem verfallenden Römertum hatte nicht nur, wie von je, der

Herr mit seiner Sklavin ein Verhältnis, sondern öfters auch die Herrin mit ihrem Sklaven. Dann suchte sie aber entgegen dem Grundsatz, daß das Kind der ärgeren Hand folge, es als ein echtes unterzuschieben, und auf diesem Wege konnte ein Achilles rasch einen Thersites zum Sohne bekommen.

Während die Kriege die Zahl der Edeln vermindern und den Blutstrom in mancher Sippe zum Versiegen bringen, wird dem unteren Stande in der Stadt Gelegenheit geboten, Reichtum und Einfluß zu erlangen. Daß viele Freigelassene in der Kaiserzeit hohe Stellen erhielten, ist bekannt. Und so sitzen schließlich die Gemeinen oben; sie sind die Herren, aber nicht bereit, die Lasten des Herrentums auf sich zu nehmen, benützen sie diese Stellung nur, um zu genießen. Das edle Blut dagegen wirkt in der Tiefe. Es leistet — allerdings bald durch germanisches Blut aufgefrischt — stumm seine Pflicht in den zahllosen Kämpfen an den Grenzen des Reichs. Oder, von dem Heldentum des Handelns abgedrängt, entwickelt es ein Heldentum des Leidens. Es bekennt sich zu der stolzen Weisheit der Stoa und sieht mit Verachtung auf die Gemeinheit und Torheit seiner Umwelt. Es stirbt zur Unterhaltung des herrschenden Übels als Glaubenszeuge.

Das ist dasselbe Heldentum, das einst die Schlachten der Väter schlug und Rom zu seiner Größe führte. Wenn alles um ihn in Gemeinheit versinkt, wird der Held zum Überwinder, und er rettet aus dem inneren Zusammenbruch des Vaterlandes das Einzige, was ihn noch rettenswert dünkt, die Ehre.

Endlich ein Beispiel aus der Geistesgeschichte der neueren Völker. Man kennt die Folge ihrer Zeitabschnitte, die wir mit Namen wie Romanik und Gotik, Renaissance und Barock, Klassik und Romantik bezeichnen. Wie kommt es zu diesen Wandlungen innerhalb desselben Volksgeistes? Man wird nicht bezweifeln können, daß es jedesmal ein bestimmter Menschenschlag ist, der einem solchen Zeitalter sein Gepräge gibt; es ist die Wesensart dieses Schlages,

die sich in ihm ausdrückt. Schwächere Begabungen werden mitgerissen und gleichen sich an. Starke Menschen von anderer Eigenart bleiben Außenseiter; sie kommen in ihrer Zeit nicht zur Geltung und werden vielleicht Vorläufer eines späteren Abschnittes, der ihrem Wesen entspricht. Es ist darum nicht richtig, wenn man etwa dem „gotischen Menschen“ alle die Züge zuschreibt, die in dem Zeitalter, von dem er seinen Namen trägt, hervorgetreten sind. Damals gab es auch ungotische Menschen, wie die Nachahmungen römischer Kunst oder die Anfänge der neueren Naturlehre in jener Zeit beweisen. Andererseits leben gotische Menschen vielleicht zu allen Zeiten, und man wird sie bei genauerer Beobachtung finden. Mit Recht werden darum jene Namen nicht nur für bestimmte Zeitabschnitte, sondern auch für bestimmte, durch alle Zeiten sich erstreckende Geisteshaltungen gebraucht; man darf sich dadurch nur nicht verleiten lassen, zeitbedingte Züge ohne weiteres von dem einen Abschnitt auf den andern zu übertragen.

Sieht man in diesen geschichtlich hervorgetretenen Haltungen jedesmal den Ausdruck eines bestimmten Menschenschlages, so erklärt sich damit zwanglos, daß eine solche Zeit niemals vollständig auf eine Geistesart festgelegt werden kann, sondern daß man bei genauerem Hinschauen auch andere in ihr bemerkt, und daß die gleiche Art auch in andern Zeiten vorhanden ist, wenn sie auch weniger hervortritt. Im ganzen wird man annehmen dürfen, daß in jeder Zeit alle in einem Volke angelegten Richtungen menschlichen Wesens leben, sich aber nur in verschiedenem Umfange zur Geltung bringen können. Die Frage ist also hauptsächlich, welche Bedingungen bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit die Führung verleihen. Wir sahen schon, die Zeit muß ihnen ein günstiges Los zuwerfen, sie muß ihnen eine Gelegenheit geben. Das Schicksal als innere Anlage und als äußerer Zufall muß sich begegnen, damit Großes, die Geschichte Bewegendes geschieht. Die Zeit stellt eine Aufgabe, und gewisse Menschen sind zu ihrer Lösung vorbestimmt, weil sie ihrer Eigenart entspricht.

Und so erlangen sie die Führung, weil sie leisten, was die Zeit verlangt.

In der Abfolge solcher Geisteshaltungen, wie der genannten, ist dabei das Neue besonders wichtig. Wenn sich zufolge irgendwelcher Bedingungen in einer bestimmten Richtung neue Möglichkeiten etwa des künstlerischen Schaffens zeigen, so werden die Menschen, die aus ihrem Wesen heraus ihnen am besten genügen können, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und das Gepräge der Zeit bestimmen. Ein Beispiel aus der Gegenwart. Warum hat die Baukunst heute ihre Schwesterkünste so sehr überflügelt? Weil ihr in den Großstädten eine ganz neue Aufgabe gestellt war, nämlich dem unbestimmten Gewimmel der Menge durch wuchtige Formen Gestalt zu geben, und weil sich ihr zugleich durch neue Werkstoffe ganz neue Baumöglichkeiten erschlossen. Ist einmal eine bestimmte Aufgabe erschöpft, so wendet sich die Aufmerksamkeit andern Bewegungen zu, und in der alten Richtung können nur noch Nachahmungen geschaffen werden.

Manchmal kann der Wechsel vielleicht auch durch das Aussterben des bisher führenden Menschenschlages mit bedingt sein. Dauert eine bestimmte Lebensrichtung lange an, so werden alle ihr entsprechenden Menschen aus dem Volke herausgezogen, damit aber zugleich, wie wir sahen, die Fortpflanzung ihrer Sippe gefährdet. Dadurch kann ein Volk, wenigstens vorübergehend, an diesem Schlage verarmen, er wird zu schwach zur Führung und andere drängen nach oben, die bisher mehr gespart wurden, weil die Zeit ihrer Art keine Gelegenheit bot. So hatten in Deutschland während der vergangenen Jahrhunderte zufolge der Vorherrschaft theologisch-philosophischer Neigungen die erkennenden Köpfe einen Vorrang vor den erfindenden. Diese wurden gespart und kamen dann während des letzten Jahrhunderts um so stärker zum Einsatz, während die Vorliebe für das reine Erkennen mehr zurücktrat.

Wenn wir in den vorher bezeichneten Geisteshaltungen

der Vergangenheit den Ausdruck bestimmter Menschenschläge sehen dürfen, so wird die Geschichte manches von der Seelenkunde lernen können, diese allerdings auch von jener. Beschäftigt sich doch die Seelenkunde heute ganz besonders mit der Frage nach solchen Schlägen (sog. Typenlehre). Aber nur an einer Stelle scheinen die Begriffe beider Wissenschaften schon so entwickelt, daß sie leicht aufeinander bezogen werden können.

Von all jenen geistigen Übergängen ist — beginnend mit den Arbeiten von Wölfflin — der von der Renaissance zum Barock am besten untersucht. Wölfflin wundert sich gelegentlich über den damaligen Wandel in der Darstellung des Menschen, als ob in Florenz mit einem Male ganz andere Leiber gewachsen wären. Es kamen eben andere Maler in die Führung, und die suchten sich die ihrem Wesen entsprechenden Vorbilder. Alle Züge, die jene beiden Kunstweisen kennzeichnen, kehren in den von Kroh und Pfahler unterschiedenen Menschenschlägen des Formsehers und des Farbsehers wieder. Daß die Kunst der Renaissance von den Formen ausgeht, die des Barocks von den Farben, ist deutlich. Aber auch die andern Züge dieser beiden Arten lassen sich an der Geisteshaltung der beiden Zeitalter erkennen. Die Renaissance, die auch der Wissenschaft so große Anregungen gab, faßt mehr das Einzelne scharf auf und hält es fest, sie zergliedert mehr, ist sachlicher bestimmt und sieht die Gegenstände in Ruhe. Die streng sachliche Verbindung nach Ursachen fesselt ihr Denken, und es eignet ihm eine gewisse Nüchternheit. Die Einbildungskraft ist weniger geschäftig eines ins andere überzuführen. Der Geist, nicht das Leben herrscht vor. Das sind alles Kennzeichen des Formsehers, die auch von der Renaissance gelten. In dem Barock aber zeigt sich von all dem das Gegenteil, und vielmehr die Züge des Farbsehers. Ihm fließt eine Vorstellung leicht in die andere, nichts wird als Einzelnes festgehalten, sondern alles ist durch starke Gefühle mit allem verbunden. Alles ist in Bewegung und wird nicht in seinen Ursachen erfaßt,

sondern auf ein über es selber hinausliegendes Ziel bezogen. Nicht die Wissenschaft gibt der Zeit ihr Gepräge, sondern eher die Tonkunst, wie der Farbseher auch der Gehörsmensch ist. Er liebt die unregelmäßigen, schwungvoll bewegten Gestalten, ja das Verschrobene, das dem Formseher höchst unangenehm ist. Überall herrscht nicht der Geist, sondern das Leben.

An diesem Beispiel wird es besonders deutlich, daß der Wechsel der geschichtlichen Zeitalter in dem Wechsel des herrschenden Menschenschlages seine Erklärung findet.

9. Die Aufgabe.

Die Forscher, die bisher von der rassistischen Grundlage aus die Geschichte betrachtet haben, beurteilten ihre Zukunft meistens ziemlich schwarz. Das kann auch kaum Wunder nehmen, wenn man sieht, wie unausweichlich die verschiedensten Umstände auf den Verderb der Rasse hinzuarbeiten scheinen, Umstände, denen sich bisher noch kein Volk ganz hat entziehen können. Und das Schicksal der alten Welt steht uns wie eine düstere Warnung vor Augen. Aber Forscher wie Gobineau konnten sich allerdings nicht vorstellen, was wir heute erleben, daß ihre Einsichten einmal Taten wecken würden. Die Frage nach der Zukunft ist selbstverständlich ganz anders zu beurteilen, wenn die Völker erwachen und ihre Führer die Machtmittel des Staates einsetzen, um das Verderben abzuwehren. Daß dies gerade in der Gegenwart geschieht, kann kein Zufall sein. Sehen wir doch überall die drohenden Anzeichen des Verfalls, die Verschlechterung der Rasse, die ungesunde Verstädterung. Aber wir sehen nicht, wie das ausgehende Altertum in den Germanen, ein neues Volk edler Rasse, das fähig wäre, das Erbe der Geschichte zu übernehmen. So scheint die letzte Weltstunde angebrochen, wenn es uns nicht gelingt, das Schicksal zu wenden.

Der Nationalsozialismus hat als erster die rassistische Aufzucht und Pflege des Volkes zur obersten Aufgabe der Staatsführung gemacht. Damit ist eine entscheidende Wendung im Leben der Menschheit eingetreten. Was die Völker bisher mit dumpfer Ergebung als unausweichliches Geschick haben über sich ergehen lassen, soll nunmehr vom menschlichen Willen beherrscht und geleitet werden. Sich dem Schicksal als Held entgegenzuwerfen, darauf stand von je der Sinn der nordischen Rasse. Aus ihrem Geiste ist auch dieser Entschluß geboren.

Der Staat tritt damit in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung. Wenn sein Wesen durch die Aufgabe bestimmt wird, die er sich stellt, so kann man in der neueren Zeit drei Stufen unterscheiden, die durch die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Zucht bezeichnet werden. Zuerst wünschte der Staat nur, daß die Bevölkerung recht viel Geld verdiene, und da dazu äußere Sicherheit nötig war, so sah er den öffentlichen Schutz der Bürger als seine wichtigste Aufgabe an, die er durch strenge polizeiliche Zucht erfüllte. Dann erkannte er, daß er die Bürger auch innerlich seinen Zwecken dienstbar machen mußte, und da man damals glaubte, durch Erziehung so ziemlich alles erreichen zu können, so hielt er die Schulzucht für das wichtigste Mittel seiner Einwirkung. Heute wissen wir, daß die Erziehung am Menschen nur entwickeln kann, was in ihm angelegt ist, und daß daher die erste und wichtigste Voraussetzung einer guten Erziehung eine gute rassische Lebensgrundlage ist. Wenn keine Tüchtigen mehr erzeugt werden, kann man auch keine Tüchtigen erziehen. Aus dieser Einsicht setzt sich heute der deutsche Staat die Aufzucht des Volkes zur Aufgabe.

Wenden wir die Ergebnisse unserer Betrachtungen auf diese Frage an und sehen zu, welche Mittel der Staat zur Verfügung hat, um sein hohes Ziel zu erreichen. Die Aufgabe muß sein, die Bedingungen zu erhalten, zu fördern oder wiederherzustellen, die zum Aufstieg der Völker führen, und die Bedingungen zu beseitigen oder hintanzuhalten, die ihren Verfall zur Folge haben. Und wie die Rasse Leib, Seele und Geist umfaßt, so sind diese Bedingungen leiblicher, seelischer und geistiger Art.

1. Da die nordische Rasse als die eigentlich schöpferische gelten muß und die Völker so lange ein wahrhaft geschichtliches Leben führen, als sie in ihnen wirksam ist, so ist ihre Erhaltung und Mehrung zweifellos die erste und grundlegende Aufgabe. Das von Hans Günther aufgestellte Ziel der Wiedervernordung wird heute wohl von allen Einsichtigen anerkannt. Daß dabei die leiblichen

Merkmale nicht allein entscheiden können, versteht sich von selbst, kommt es in unserm hochentwickelten und nun einmal schon recht künstlichen Dasein doch vor allem auch auf die geistigen Anlagen an. Die Minderwertigen von der Fortpflanzung auszuschließen und unerwünschte Verbindungen, besonders mit fremden Rassen, zu verhindern, hat der Staat schon mit großer Latkraft durchgesetzt. Auch die Kinderzahl zu fördern, ist er bemüht, wobei es am meisten auf die Nachkommen der durch Leistung bewährten Sippen ankommt, in denen das hochwertige Rassetum fortlebt. Je mehr die Kopfzahl eines Volkes wächst, um so schwieriger wird seine Führung auf allen Gebieten. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß nicht zugleich der Kopfinhalt abnimmt, sondern die Schicht der geistig Überragenden groß genug bleibt.

2. Wie wichtig für die Erhaltung und Erhöhung der Völker der Strom vom Lande in die Stadt ist, wurde genügend betont. Das Land erzeugt und die Stadt verbraucht: heute wissen wir, daß dieser Satz nicht nur für die Nahrungsmittel, sondern auch für die Menschen gilt. Ein kinderreiches Bauerntum ist darum die schlechthin notwendige Grundlage eines gesunden Volkstums. Wenn man etwas von der Zukunft eines Volkes wissen will, muß man nicht auf die Stadt, sondern auf das Land blicken; dort wird sie geboren. Dabei bedeutet Land aber nicht bloß Hof und Acker, sondern auch ein Stück Seelentum. Hier lebt unter gesunden Verhältnissen das behütete, noch unverbrauchte Seelenerbe eines Volkes. Es muß vor der Ansteckung durch den Stadtgeist beschützt werden, indem ihm seine Eigenart und sein Eigenwert zum Bewußtsein gebracht wird. Diese Erkenntnisse, vom Nationalsozialismus entschlossen in die Tat übergeführt, sind heute schon beinahe Gemeinbesitz. Der Weimarer Staat sah das deutsche Volk nur von der Stadt her, heute soll es vom Lande her gesehen werden.

3. Als seelische Voraussetzung für die Großleistungen der nordischen Rasse fanden wir die Spannung zwischen

Tatkraft und Ehrfurcht, und wir lernten auch die unheilvolle Veränderung kennen, die dann entsteht, wenn die Tatkraft die Ehrfurcht aufzehrt. Schöpferisch bleibt ein Volk nur, so lange jene Spannung besteht und es aus innerlich gebundener Freiheit lebt, während die Hemmungslosigkeit immer das Ende bedeutet. Der Edle ist nach einem Worte Schillers fromm in der Freiheit, der Gemeine wird in der Freiheit frech. Auch dabei geht es um das behütete Leben eines Volkes; es besteht so lange, als die Ehrfurcht währt. Sie wächst aus dem Glauben, und ohne den Glauben an das Ewige wird nichts Großes dauerhaft erreicht. Darum hütet den Glauben! Geschichte hat ein Volk nur, so lange es glaubt. Geht ihm der Glaube verloren, so rückt unaufhaltsam der geschichtslose Endzustand heran, die „rationalisierte“ und „mechanisierte“ „Zivilisation“. Der jüdische Nihilismus, der das Verderben der Völker ist, weiß, was er tut, wenn er seinen Haß gegen den Glauben richtet.

4. Schließlich muß in einer Zeit, in der alle Lebensbedingungen schwierig und nur durch Klugheit und Wissen zu beherrschen sind, der Ausbildung des Geistes große Sorgfalt zugewandt werden. Wenn wir auch heute überzeugt sind, daß niemandem ein Geist angebildet werden könne, der nicht in ihm angelegt ist, so bildet er sich deshalb doch auch nicht von selber. Und es genügt nicht, für gute leibliche Aufzucht zu sorgen, in der Meinung, daß damit auch die Zukunft des Geistes gesichert sei. Das ist falsche Romantik, die davon träumt, unser hoch ausgebildetes Dasein ohne Übergang in urchümliche Zustände zurückzuverwandeln. Es durchzieht unser Zeitalter in dieser Hinsicht ein tiefer Widerspruch; am greifbarsten zeigt er sich in ihrem Verhältnis zur Mathematik. Man lebt von ihr und verabscheut sie zugleich. Wenn der Wunsch unsrer Lebensschwärmer und Geiststörer in Erfüllung ginge und alle Verstandesmenschen, damit also auch vor allem die für Zahlen Begabten, aus unserm Volke verschwänden, so könnte der Betrieb nur wenige Tage aufrecht erhalten

werden. Eine Maschine nach der andern käme zum Stillstand, und bald stünden die meisten vor dem Hungertode. Es ist nun einmal so, mag man es rühmen oder beklagen: der Zahlenmensch ist der geheime Herrscher der Gegenwart. Und zumal wir Deutsche, in unsrer von allen Seiten gefährdeten Lage, werden uns unter den Völkern nur durchsetzen können, wenn wir ihnen auch geistig überlegen bleiben.

Mit unserm Schulwesen, um das es sich hier handelt, sind wir ja nun während der letzten Jahrzehnte immer mehr in eine verhängnisvolle Klemme gekommen. Wenn es gelingt, uns aus ihr herauszuführen, wird sein Erneuerer werden. Sie besteht darin, daß die Vielen zu viel und die Wenigen zu wenig lernen. Wollte man nur eine der beiden Seiten beachten und etwa nur dafür sorgen, daß nicht mehr zu viel gelernt wird, so wäre damit unsere Schule endgültig verdorben, und wir könnten nur gleich vor den großen Aufgaben, die uns die Zukunft auf allen Gebieten stellen wird, die Segel streichen. Vielmehr kommt es darauf an, beide Seiten zu sehen und mit einem Griff beiden Gefahren zu begegnen.

Daß die meisten zu viel lernen, ist heute wohl, besonders dank der Schriften von Hartnacke, von allen anerkannt, die sich mit diesen Fragen ernsthaft beschäftigen. Bildungswahn und Berechtigungswesen sind hier eine unglückselige Verbindung eingegangen. Sie zwingen viele, weit mehr zu lernen, als sie geistig verarbeiten können; es geht ihnen rasch wieder verloren und übt keine tiefer bildende Wirkung auf sie aus. Eltern und Staat haben das viele Schulgeld vergeblich aufgebracht. Damit kommen sie zu spät in ihre Berufsausbildung, zu spät in eine selbständige Stellung und zu spät zu Heirat und Kindern. Das späte Heiratsalter der geistig gehobenen Schichten wirkt sich besonders ungünstig aus, weil dadurch ihre Nachkommenschaft über die geringe Kinderzahl hinaus noch mehr vermindert wird.

Ebenso sicher aber und ebenso wichtig ist die Tatsache,

daß die Wenigen, nämlich die zur Einsicht Berufenen, zu wenig lernen. Da die höheren Schulen, um den Vielen ihren Besuch zu ermöglichen, immer weniger verlangten, so wurden sie schließlich den Wenigen, für die sie eigentlich da sein sollten, nicht mehr gerecht, ein Verhältnis, das dadurch noch mehr verstärkt wurde, daß der Lehrer seine Hauptarbeit den Schwachen zuwandte, während er von den Begabten hoffte, daß sie sich schon allein durchfänden. So ergibt sich der geradezu widersinnige Zustand, daß die meiste Kraft auf etwas Unnützes, wenn nicht sogar Schädliches verwandt werden muß. Die Wenigen, die den geistigen Trank als ihnen ganz gemäß aufnehmen und für die er also eigentlich gemeint ist, könnten ganz anders gefördert werden, wenn nicht die zu Vielen den Unterricht beständig hemmten. Darum sinkt trotz aller übermäßigen Beschulung die geistige Ebene beständig ab.

Beide Nöte müssen, wie gesagt, zugleich und mit denselben Mitteln bekämpft werden, da die Schule in höchste Gefahr käme, wenn man sich nur gegen eine derselben wenden wollte. Welches diese Mittel sind, ist deutlich: Abbau des Berechtigungswesens, das größtenteils in bürgerlichen Vorurteilen seinen Grund hat, Belebung der unteren Schulstufen, insbesondere der oberen Klassen der Volksschule und einer Mittelstufe, die der früheren Realschule entspricht, und endlich Aufbau der höheren Schulen mit geringerer Schülerzahl. Niemals dürften höhere Schulen geschlossen oder umgestaltet werden, weil zu wenige Schüler sie besuchen. Das heißt aus geldlichen Gründen die Gesundung verhindern. Selbstverständlich müssen auch die mittleren Stufen eine geschlossene Bildung vermitteln und dürfen nicht einfach von der höheren Schule nur einige Jahre abstreichen.

Wenn gesagt ist, daß die Vielen zu viel und die Wenigen zu wenig lernen, so ist „Lernen“ dabei richtig zu verstehen. Wissen schließt, wo es gesund ist, immer beides ein, Kennen und Können, ja meistens hat das Kennen nur Wert, wo es sich zum Können steigert. Da Können aber schwerer ist als

Kennen, so begnügte man sich, je mehr die Schule geistig absank, immer mehr mit dem Kennen, und dies wurde, da es sich in keiner Anwendung befestigen konnte, rasch vergessen. Man weiß, wie immer mehr Fächer eingeführt wurden, bei denen es von vornherein im besten Falle auf ein bloßes Kennen abgesehen sein konnte. Daraus aber entspringt gar keine wahre Bildung. Soll die geistige Leistung unseres Volkes für die Zukunft gesichert sein, so muß unsere Schule entschlossen wieder auf das Können umgestellt werden. Das vielzuviele Kennen, das dem Jugendlichen heute sowieso von allen Seiten anfliegt, muß abgestoßen und der Unterricht in den Fächern zusammengeballt werden, die ein wirkliches Können verlangen, in Sprachenlehre und Größenlehre. Jene bildet die innere, diese die äußere Anschauung, und beide bilden das Denken.

Durch solche Maßnahmen könnte der böse Zustand überwunden werden, der sich leider immer mehr herausgebildet hat. Die Meisten sind geistig überfüttert, was nicht nährt, sondern schadet, und wodurch sie nur allzu leicht für ihr ganzes Leben einen Widerwillen gegen solche Nahrung bekommen. Die Wenigen aber, von deren Leistungen später die Höhenlage und damit die maßgebenden Erfolge abhängen, sind geistig unterernährt, obwohl gerade sie einer besonders sorgfältigen Ernährung bedürften.

10. Der Sinn der Geschichte.

Die Frage nach dem Sinn der Geschichte wird meist so beantwortet, daß die in der Zeit einander folgenden Ereignisse in irgendeinen inneren Zusammenhang gebracht werden. Das großartigste Beispiel solcher Deutung hat Hegel gegeben. Auf die Widerlegung vom Boden der Geschichte selbst aus soll hier nicht eingegangen werden. Gegen die Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit wird heute von allen Seiten Einspruch erhoben; daß der Vergleich mit den Lebensaltern des Menschen unglücklich ist, wurde schon gesagt. Es scheint widersinnig, daß danach die Jungen älter sein sollen als die Alten. Sobald die Rasse als der entscheidende Antrieb erkannt ist, wird es unmöglich, die Völker, wie sie nacheinander hervortreten, in eine fortschreitende Entwicklung einzubeziehen. Es ist ja überall die gleiche Rasse, und ihr früheres oder späteres Auftreten hängt von mehr zufälligen Bedingungen ab. Und keineswegs ist das Ergebnis der früheren immer in die spätere Geschichte eingegangen, wie der Jüngling in den Mann eingeht, was doch Voraussetzung einer geschlossenen Entwicklung wäre. Chinesen und Indier stehen ganz für sich. Das Urbild ist eigentlich der Übergang des Altertums in die germanische Welt; aber wie viel ist auch da verloren gegangen! Einheitlich ist die Entwicklung eigentlich nur in der Technik, also dem Außerlichsten; was in ihr einmal errungen ist, pflegt nicht wieder verloren zu gehen (A. Sartorius v. Waltershausen, Wirtschaft und Technik als Entwicklung und in der Geschichte 1936).

Dem gegenüber steht eine andere, vielleicht eher bei Herder vorbereitete Betrachtungsweise, die Lamprecht befolgte und die besonders eindrucksvoll von Spengler durchgeführt ist. Danach bildet jedes Volkstum (bei Spengler

jede „Kultur“) einen in sich geschlossenen geschichtlichen Zusammenhang, der überall durch die gleichen Abschnitte hindurch verläuft. Dies entspricht schon eher der Auswirkung der Rasse in den verschiedenen Abschnitten der Geschichte. Aber ihnen allen ist der Rassegedanke ganz fremd, und der geheimnisvolle Gleichlauf des Geschehens bleibt daher unerklärt. Spengler lehnt die ursächliche Erklärung sogar ab und will den Gehalt der verschiedenen Zeitabschnitte mehr bildmäßig, künstlerisch schauen. Das mag im Sinne Goethescher Weisheit richtig sein; aber die Weisheitsforschung darf erst das Wort nehmen, wenn die Ursachenforschung befriedigt ist, und Sinndeutung kann nicht an dieser vorbei, sondern nur durch sie hindurch erfolgen.

Steht man dagegen in der Rasse die wahre Ursache der Geschichte, so muß auch die Frage nach dem Sinn derselben ganz anders beantwortet werden. Die zeitliche Folge der Völker ist dann offenbar gleichgültig. Es sind äußere, in ihrem Zusammenhang kaum noch zu entwirrende Ursachen, denen zufolge sich die Rasse erst an der einen, später an einer andern Stelle zu einem geschichtlichen Volk ausbildete, und dies betrifft nicht den tieferen Sinn. Es gehört zum Zufälligen, nicht zum Wesenhaften. Eher kann man die Entwicklung dieser Völker als gleichlaufend ansehen, weil jedesmal die gleiche Rasse ein ähnliches Schicksal erleidet. Aber dabei sind doch auch die Unterschiede nicht zu übersehen. Wie dieselbe Rasse, zufolge ihrer Wanderungen, zu verschiedenen Mischungen und damit zu einem etwas verschiedenen Aufbau gekommen ist, so sind ihre Leistungen in den einzelnen Völkern auch verschieden und verschieden der Verlauf, den ihr Schicksal nimmt. Ihn als gleich zu betrachten, ist nur möglich, wenn man über vieles hinwegsieht, wobei man nur allzu leicht an der Oberfläche bleibt.

Aber der Zeitverlauf scheint für eine auf den Sinn gerichtete Betrachtung überhaupt unwesentlich. Er hat seine unzweifelhafte Bedeutung, wenn es gilt, das wirkliche

Geschehen in seinem ursächlichen Zusammenhang zu begreifen. Aber daran ist der Sinn der Geschichte nicht geknüpft. Er spricht sich vielmehr in jenen großen Leistungen aus, die die Völker zufolge ihrer rassistischen Bestimmtheit vollbringen konnten. Es ist das Unsterbliche, Ewige, was sie hervorgebracht haben, und um dessentwillen sie die Mühe ihrer Geschichte auf sich nehmen mußten. Das Geschichtliche, insofern es bloßes Werden und Veränderung ist, bildet demgegenüber nur den oft kurzen Aufstieg zur Höhe, von dem wir meist wenig wissen, oder die lange Nachwirkung des vollbrachten Werkes, die als Verfall erscheint. Nicht durch dies mühevollen Werden und Vergehen sind die Völker geschichtlich geworden; es ist früher oder später oder sonst einem Volke vielleicht viel Furchtbarereres begegnet, worum sich die Nachwelt doch nicht kümmert. Geschichtlich sind sie nur geworden, weil aus jenem Werden eine große, die Zeit überdauernde Leistung hervorging; und nur um derentwillen wird, was ihnen geschah, zur Geschichte und erscheint wert, in der Erinnerung bewahrt zu bleiben. In dieser Leistung muß der Sinn der Geschichte liegen, da sie das Geschehen erst zur Geschichte macht.

Sinn ist überhaupt etwas Zeitloses, er ist im Endlichen ein ewiger Gehalt. Der Versuch, Sinn und Zeitlichkeit miteinander zu verschmelzen, hat zu keinen überzeugenden Ergebnissen geführt. Denn das wirre Geschehen in dem Verlauf der Geschichte, diese Häufung sinnloser Zufälle, läßt sich nun einmal nicht zum Allgemeingültigen und Ewigen steigern, und Sinn ist ihm nur abzugewinnen, soweit es auf die großen Leistungen der Völker, in denen sich ein ewiger Wert kundgibt, hingerichtet ist. Dann stellt sich in dem Zeitlichen das Ewige dar, wie denn die Zeit nach Platon das bewegte Bild der Ewigkeit ist, niemals aber ist sie diese selber. Die Schwäche der Hegelschen Geschichtslehre liegt darin, daß er die Zeit zum Unbedingten steigert, und gerade hierin ist Spengler, bei allen sonstigen Abweichungen, mit ihm einig.

So liegt der Sinn der Geschichte in dem, was überall die gleiche Rasse geschaffen hat. Die Folge, in der diese Schöpfungen hervortraten, ist demgegenüber für den Sinn ziemlich belanglos; sie wirkt nur dort, wo ein Volk die Ergebnisse eines früheren übernimmt, wie die Germanen die der Römer und Griechen. Aber dabei geht viel verloren, und von einem vollständigen Übergang kann keine Rede sein. Und entscheidend ist doch jedesmal, was das neue Volk aus Eigenem Eigenes und doch den andern Völkern Verwandtes schafft. Damit kommt in dem Sinn eine von dem Zeitverlauf unabhängige Einheit der Geschichte zur Geltung, die ihren äußeren Grund in der Einheit der geschichtstragenden Rasse hat. Es ist immer das gleiche, ewige Gut, das in der Geschichte herausgearbeitet wird, wenn es sich auch, entsprechend der Verschiedenheit der Völker, in verschiedenen Gestalten darstellt. Dies Gut ist der Einbruch des Ewigen in das Endliche. Es sind die ewigen Werte, zu denen die nordische Rasse in der Gefahr herangezogen wurde, Freiheit und Recht, Schönheit und Weisheit. Sie entspringen aus einem gemeinsamen Quell, der tief aus dem Innern des menschlichen Herzens hervorschießt. Denn sie bedeuten alle die Anschauung des Einzelnen im Blick auf das Ganze und Wesenhafte, des Endlichen im Blick auf das Ewige. Dies ist das hohe Gut, das in der Mühsal des geschichtlichen Werdens gewonnen wurde, um das alle Kämpfe ausgefochten wurden und nach dem alle Zeitalter als aufsteigend oder absteigend beurteilt werden. Es ist das Herz der Geschichte, das den belebenden Kreislauf erhält. Nur um seinerwillen gibt es Geschichte, und sie empfängt von ihm ihren Sinn.

Es scheint hart, daß so viel Mühe und Not durchlitten werden mußte, damit da oder dort einmal und oft nur für kurze Zeit etwas Vollkommenes entstehen konnte. Aber ist dies nicht überhaupt das Gepräge des Lebens und zumal des menschlichen? Unter zahlreichen Sorgen und Gefahren reift das Lebewesen langsam heran, um in einem Augenblick, dem der Befruchtung, den Sinn seines Daseins zu

vollziehen, indem es den Fortbestand seiner Gattung sichert. Mit welchen Mühen wird der Mensch aufgezogen und schlägt sich selber durch lange Jahre seines Lebens hindurch, bis der Tod den Mühen wegnimmt. Und doch erfüllt sich der Sinn seines Lebens vielleicht in einem Augenblick. Der Held opfert sich in der Stunde der Gefahr für sein Vaterland, in dem Forscher blitzt plötzlich der entscheidende, alles andere erhellende Gedanke auf. Alles, was sie sonst im Leben leisten mögen, hat seine Bedeutung nur durch diesen Augenblick, um feinetwillen haben sie gelebt und leben im Gedächtnis fort.

Diese Wichtigkeit der Zeit und des in ihr langsam sich vollziehenden Geschehens gegenüber dem erfüllenden und sinngebenden Gehalt kann uns noch auf einem andern Wege zum Bewußtsein kommen. Wie kurz ist die ganze Geschichte gegenüber der Geschichte des Menschen überhaupt, zumal wenn wir noch die Vorstufen seiner Entwicklung hinzunehmen! Wie lange Zeit brauchte es, um ihn und seine Rassen heranzubilden, damit er schließlich in der kurzen Zeitspanne der Geschichte sein Wesen entfaltet. Sie wird noch viel kürzer, wenn wir sie mit der Erdgeschichte vergleichen oder mit der Geschichte des Weltalls. Die verschiedene Bedeutung, die das Wort Geschichte in der Natur- und in der Geisteswissenschaft hat, und die verschiedene Zeitvorstellung, die jede der beiden damit verbindet, macht einem das Verhältnis besonders deutlich. Wir bewegen uns hier ja auf dem Grenzgebiet zwischen beiden Wissenschaften, wo ihre Begriffe zusammenstoßen. Von hier aus gesehen kann von dem Zeitverlauf der „Weltgeschichte“, dieser Viertelstunde im Leben des Weltalls, nicht viel Aufhebens gemacht werden.

Wenn dieser Augenblick in der Geschichte des Weltalls gegenüber ihrer ungeheuren Erstreckung nicht überhaupt als ganz nichtig erscheinen soll, ja wenn es möglich sein soll, die ganze Weltentwicklung als um feinetwillen geschehen zu betrachten, so muß er seine Bedeutung offenbar aus einer andern Quelle erhalten, als aus der der Zeit.

Und in der That ist in diesem Augenblick etwas geschehen, das wohl fähig ist, die ganze vorausliegende Entwicklung auszuwuchsen. Es hat sich ein Auge geöffnet, das nicht nur Teil des Weltalls ist, sondern es als Ganzes zu erblicken vermag; es tagte die selbstbewußte Auffassung der Welt, die das Einzelne als Glied des Ganzen sieht, der Geist, der im Wandel der Dinge das zeitlose Gesetz erfaßt. Auf dieser äußersten Spitze des Weltgeschehens entstand das Wesen, das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt. Dies ganze Geschehen, in so ungeheure Weiten von Raum und Zeit es sich erstreckt, wiederholt sich in den engen Schranken des menschlichen Hirns, indem es aus dem Stande des Seins in den des Wissens übergeführt wird. Es wiederholt sich aber nicht nach seinem Einzelinhalt, der niemals gedacht werden kann, sondern indem das Wissen seine allgemeinen Gesetze erfaßt. Was im Geschehen selbst unter der Fülle des Einzelnen verborgen ruht, das wesenhafte Gesetz, hebt der Geist ins Bewußtsein, und er denkt darum die Welt, indem er sie in ihrem Hervorgang aus dem Gesetz erblickt. Er macht das innere Wesen sichtbar und schaut am Endlichen das Ewige. Während der Welt selber das Gesetz als ein fertiges und geschaffenes auferlegt ist, sieht es der Geist, wie es schaffend die Welt hervorbringt. Indem aber so der Geist, und er allein in der Welt, sie aus ihrem ewigen Grunde begreift, scheint sie nur um feinetwillen da, und es war von je ein Streit unter den Weisen, ob wir die Welt denken, weil sie ist, oder ob sie überhaupt nur dadurch ist, daß der Geist sie denkt.

So wird das Weltgeschehen aus seinem inneren Wesensgrunde im Geiste des Menschen wiedergeboren. Geist, Vernunft, Selbstbewußtsein, oder welchen Namen wir brauchen wollen, sie sind das Ziel der Weltentwicklung, weil diese hier zum Wissen ihres eigenen Seins kommt. Dies Wissen stellt sich dabei in verschiedenen Gestalten dar, die alle doch darin übereinstimmen, daß im Selbstbewußtsein der ewige Wert des Daseins hindurchbricht. Gerechtig-

keit, Schönheit und Weisheit sind solche Gestalten; sie sind die Güter, auf die alles Dasein angelegt ist. Sie entstehen, indem der Geist des Menschen das ewige Gesetz des Alls im Handeln, Schauen oder Denken neu verwirklicht. Nähren sich doch, nach einem Worte Heraklits, alle menschlichen Gesetze von dem einen, göttlichen.

Seit der Romantik hat man sich gewöhnt, den Sinn der Geschichte in einer rätselhaften Folge der Zeitalter zu suchen. Die hier vertretene Ansicht entspricht mehr der älteren Auffassung, der es selbstverständlich war, daß dieser Sinn vielmehr in den überzeitlichen Gütern liege, für die der Zeitverlauf gleichgültig ist, und die daher immer auch unmittelbare Gegenwart sind. Diese Auffassung lebt in dem Glauben des „Humanismus“, daß in den Völkern des Altertums uns verwandtes, edelstes Menschentum sich dargestellt habe. Sie findet in dem Goetheschen Worte Ausdruck, nach dem das Beste, was wir von der Geschichte haben, die Begeisterung ist, die sie erregt.

Und wir können auf eine noch ältere Auffassung zurückgehen. Im Menschen kommt die Schöpfung zum Bewußtsein ihrer selbst. Sie rührt damit an das Göttliche, denn nur der Geist, der aus dem Selbstbewußtsein entspringt, ergreift im Endlichen das Ewige. Er löst sich von dem Drange der Gegenwart und erblickt in dem unaufhaltsamen Werden des Weltgeschehens das dauernde Gesetz. Dies Ewige ist der göttliche Wesensgrund der Welt, die Offenbarung Gottes in ihr. Wenn Gott die Welt geschaffen hat, um seine Herrlichkeit kundzutun, so schuf er in ihr den Menschen, damit diese Offenbarung erkannt werde. Die Geschichte ist der strenge Weg, den Menschen zum Schauen des Ewigen heranzuzüchten und heranzuziehen.

Gute Bücher

aus

J. F. Lehmanns Verlag

München



Von Prof. Dr. Max Wundt erschien früher:

Deutsche Weltanschauung. Grundzüge völkischen Denkens. 1926. Geh. RM. 5.85, Lwd. RM. 7.20.

Staatsphilosophie. Ein Buch für Deutsche. 1923. Geh. RM. 3.60, Lwd. RM. 4.50.

Vom Geist unserer Zeit. 1922. Geh. 2.70, Lwd. RM. 3.60.

Der ewige Jude. 1926. Geh. RM. —.80.

Die räumlichen und rassistischen Gestaltungs- kräfte der großdeutschen Geschichte. Von Dr. Gustav

Paul, Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Darmstadt. 537 Seiten mit 113 Abb. und Karten. Geh. RM. 12.—, Lwd. RM. 14.—.

Aus dem Inhalt: Jüngere Steinzeit und Bronzezeit / Die Gewinnung weiterer Kolonialgebiete durch die Germanen während der Eisenzeit / Vom Aufbruch der Cimbern und Teutonen bis zum Zusammenbruch der römischen Fremdherrschaft / Die neuere geopolitisch-biologische Auffassung der Völkerwanderung / Die Schicksale der Thüringer, Niederachsen und Friesen, die kein Römerblut aufnahmen / Die Vorherrschaft der Franken / Die Einverleibung weiter Gebiete im Nordost- und Südostraum und die Vorklöbe in den Mittelmeerraum / Die drei Spiele der Außenpolitik im Zeitalter der Reformation / Das Zeitalter der Gegenreformation / Die sechs Spiele im Zeitalter des Absolutismus / Die Zunahme und Verwicklung der Spiele in der Zeit von 1789 bis zur Gegenwart, sowie die Herausbildung eines Weltstaaten-systems.

„Das Buch wird bei seiner großzügigen Betrachtungsweise und seiner lebendigen Gestaltung des Stoffes für jeden, der sich mit unserer heutigen Geschichtsauffassung vertraut machen will, ein äußerst wertvolles Hilfsmittel sein.“
Deutsche Wissenschaft, Erziehung u. Volksbildung.

Weitere Bücher von Prof. Dr. G. Paul:

**Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des
deutschen Volkes.** 3. Auflage. Kurzausgabe ohne Schrifttumsnachweise. Mit 310 statt früher 478 S. und 82 Abb. u. Karten. Geh. RM. 6.80, Lwd. RM. 8.—.

Rasse und Staat im Nordostraum. Mit 15 Karten. Kart. RM. 1.80.

J. F. Lehmanns Verlag / München 15

